

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de.

Das PDF wurde erstellt am: 14.03.2025, 19:01 Uhr.

Otto Weltzien

Mecklenburgisches Strandbuch

Warnemünde: Verlag von Emil Krakow, 1929

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1894913140>

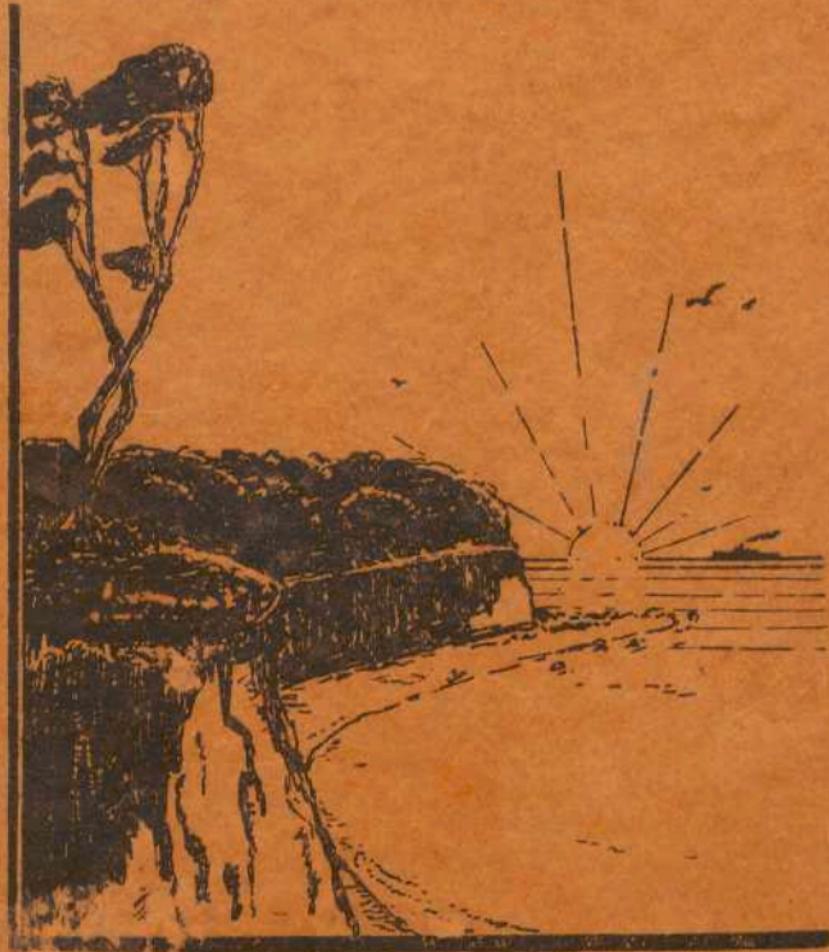
Druck

Freier  Zugang



OCR-Volltext

Mecklenburgisches

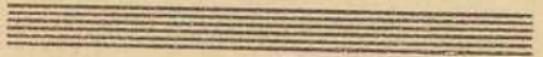


mk
1153.

r a n d b u d

Mecklenburgisches Strandbuch

In Verbindung mit
anderen herausgegeben
von D. Welgien



WAK - 1153



1938.312

Vorwort.

Es ist mir immer sonderbar erschienen, daß die neumodische Badeörterei — es handelt sich ja bei ihrer stärkeren, bewußteren Pflege um etwas, was höchstens dreißig Jahre alt ist — eigentlich niemals Geschichte und Kunst bei der besonderen „Propaganda“ in ihren Dienst gestellt hat. Wieso das festgestellt werden muß? Nun, die verehrlichen Badeverwaltungen haben es doch tatsächlich nie fertig gebracht, einmal einen erklärten Dichter mit der Arbeit für sich, die hernach in sommerlichen Tagen gedruckt wirken soll, zu beauftragen! Nie auch für sich einzeln einen Zeichner, einen Maler gewonnen, der einen einzigen Frühling gewissermaßen verschönerte durch die „Einfälle“ seines Stiftes oder Pinsels, die aus innerster Vertrautheit mit der besonderen Natur oder meinetwegen auch Kultur eines Badeortes heraus die tausend Drucksachen belebte, die in alle Winde flattern sollten und wollten, um zu werben für dieses besondere Stück Erholung! Mußte, muß denn das für immer so sein? . . .

Man betrachte sich doch einmal die vielen Prospekte, die herumflattern! Es ist Jahr für Jahr so ziemlich dasselbe. Ein je nachdem trockener oder halbwegs „schmässiger“ Text, der vor allem oberflächlich zu sein hat und dies denn auch wirklich ist, wird mit einer bunten Reihe von Aekzungen zusammengekoppelt, von Aekzungen, die durchweg sogenannte Baudenk-mäler aufweisen, — sogenannte, weil die wirklichen davon ja doch selten sind —; dergleichen trumpetet nun Jahr für Jahr im Lande weit herum. Dabei leben wir nach dem Urteil kundiger Chronisten in Zeitläufsten, die bevorzugt „immer was andres“ haben aufzeigen wollen! Dabei verliert, unter jeder Garantie gesagt, die vorbezeichnete „Blechmusik“ reichlich und völlig in einem einzigen Jahre ihre Wirkung — vorausgesetzt, daß sie überhaupt jemals so etwas für sich hatte!

Die „Führer“ dann!

Sie drucken der Regel nach getrostesten Mutes einen Grundtext immer wieder ab, der schon bei der Entstehung vor einem

Menschenalter nicht genügte. Dürr, mager im eigentlichsten Sinne werden Beschreibungen hingesezt, bei denen man im übertragenen Sinne die Knochen im Leibe klappern hört. Von einer Seele der Landschaft, die hinter allem steht, ist nie und nirgends die Rede; sie kommt in immer demselben Kleister einfach überhaupt nicht zur Geltung.

Und doch! In allem Leben ist das Seelische so etwas wie die Dominante des Geschehens, die Quelle der eigentlichen, der besonderen Kraft. Auch in der Landschaft ist es so. Es ist bei weitem nicht dasselbe, ob jemand etwa in Zoppot oder in Travemünde vom festen Lande aus in die See schaut; zum wenigsten das Land dahinten weist grundverschiedene Tönungen in den verschiedensten Hinsichten auf. Das ist so, soweit es sich eben um Schrifttum handelt, vor allem in solchem Schrifttum. Hier hat jeder Landstrich längs der Ostseeküste z. B. ein trotz aller Aehnlichkeit sehr verschiedenes Gepräge. Und es liegt ein ganz besonderer Reiz darin, solchen Verschiedenheiten nachzugehen, nun das Eigenste von Sonderlandschaften aus Blättern der Dichtung wie der Geschichte zum Gast wie zum Sohn der Scholle sprechen lassen zu können.

Es würde an sich falsch sein, wenn angenommen würde, daß die Ostseeküste Mecklenburgs in Dichtung und Geschichte eine sonderlich reiche und reizvolle Vertretung aufzuweisen hat. Schleswig-Holstein steht in reicherem Gewande da. Aber immerhin! Auch wir haben doch mancherlei aufzuzeigen, was die Betrachtung lohnt. Wenige Namen nur des zum Zeichen. Da ist John Brinckman, immer noch und immer wieder einer der besten Köpfe aus unserer niederdeutschen Literatur, eine Kraft, wovon doch durchaus nicht nur der Kasper-Ohm so etwas wie bedingte Ewigkeitsrechte für sich im Schrifttum in Anspruch nehmen kann. Max Dreyer dann, den die Allzuvielen überhaupt nicht kennen, trotzdem er zeitweise sehr fruchtbar sich erwies. Adolf Wilbrandt auch, den Alten, der immer etwas über den Dingen zu schweben schien. Manchen sonst noch, den man auch nicht ganz übersehen darf. Unter allen und jeden Umständen vornehmlich eine Reihe älterer Köpfe — auch der Danziger Johannes Trojan zählt recht sehr hierher —, die es für sich schon lohnen könnten, nur allein ihre Sonderart gesammelt zur Geltung kommen zu lassen.

Im Dienste der Absicht, in einer neuen Form Landschaft und Sondergeschichte der wesentlichen mecklenburgischen Strand- und Badeorte zum Betrachter sprechen zu lassen, mußte

aber doch dergleichen schließlich fürs erste zurücktreten. Es galt zunächst vornehmlich der hier und da dichterisch belebten Landschaftsschilderung wie der Sondergeschichte der Einzelorte ein betontes Vorrecht zu lassen; Dichtung „an sich“ wurde daneben nur vereinzelt und fast ausschließlich in der erreichbar kürzesten Form eingestreut. Der Umsang des vorliegenden Bändchens würde sonst zu sehr in die Breite gegangen seir.

Das „Mecklenburgische Strandbuch“ ist so, wie es nun vorliegt, ein Vorposten im Gelände. Es hofft, nicht für immer allein zu bleiben. Auch so, auch in seiner vorläufigen Einzigkeit darf es vielleicht darauf rechnen, diesem oder jenem unter seinen Besitzern Anregungen geben zu können, die ihm das kleine Büchlein über die sommerliche Stunde hinaus lieb machen. In solchem Sinne grüßt es seine Leser.

Der Herausgeber.

Aus der Vorgeschichte der Ostsee.

Es wird gemeinhin von einer Vorgeschichte gesprochen für die Zeit, aus der geschriebene oder sonstwie ähnlich festgelegte Kunde nicht vorhanden ist.

Diese Vorgeschichte nun hat für Land und See an unserer Küste mit verschiedenen Bezeichnungen zu rechnen. Es wird von Stein-, Eisen- und Bronze-Zeit die Rede sein dann, wenn es sich um eine Betrachtung der Land-Siedelungen handelt. Und diese Bezeichnungen werden nicht genau zeitlich übereinstimmend, aber doch allgemein gültig wechseln für die „See-Vorgeschichte“ in der Yoldia-, Ancklus- und Litorina-Zeit. Bei allem ist Voraussetzung, daß Funde beweisen die Zugehörigkeit zu den Stein- oder Metall-Zeiten genannter Art oder aber, daß Muscheln und Schnecken der genannten Formen das Vorhandensein solcher meergeschichtlicher Abschnitte dartun.

In der Yoldiazeit, die nach allerdings sehr schwankenden Vorzeit-Schätzungen bis zu 10 000 Jahren hinter der Gegenwart zurückliegt, bestand eine Verbindung der Ostsee mit dem Atlantischen Ozean durch die Senke mittelschwedischer Seen. Die Pflanzen- und Tierwelt des sogenannten Weltmeers war auch in der Ostsee als Ganzes vertreten; die jetzigen dänischen und schwedischen Gebiete waren weithin überflutet.

Eine Hebung des Flachlandes bewirkte beim Anbruch der Ancklus-Zeit das Aufhören dieser Verbindung zunächst mit der Nordsee. Die Ostsee wurde zu einem großen Süßwasser-Gebiet. An ihren Ufern wohnten Menschen, die sich vornehmlich oder ausschließlich von Fischen und Muscheln nährten. Die berühmten „Kojökkenmöddinger“-Funde z. B. in Dänemark-Ablagerungen von großen Massen u. a. der weggeworfenen Austernschalen, führen darauf zurück. Ähnliche Funde fehlen indes bei uns; das wird damit erklärt, daß unsere Küste seit jenen Zeiten etwa drei Kilometer Bodenfläche an die See verloren haben soll.

Es folgt die Litorinazeit.

Dieser Erdgeschichtsabschnitt ist bestimmend geworden für die Gestaltung unserer Landesküsten.

Wieder, wie vor Zeiten, hat eine erneute Senkung der Gebiete des festen Landes begrenzt von der Nordsee her der Ostsee Verbindung geschaffen mit den weltumspannenden Ozeanen. Die Küstenbildung vollzieht sich in der Weise, wie sie bis zur Gegenwart hin Geltung behalten hat.

Der Boden, den wir hier vorfinden, ist nicht ursprünglich hier zu treffen gewesen. Er entstammt vielmehr als Ablagerung den Massen, die in der „urtümlichen“ Eiszeit Gletscher aus den jetzigen nordischen Ländern hierher überführten; Mecklenburgs Siedlungen liegen oder stehen also, vornehmlich auch hier an der Küste, auf nordischem Boden im eigentlichsten Sinne des Wortes.

An unserer Küste ist dauernd im Zuge eine gewisse Verjüngung des Ostens auf Kosten des Westens. Die See entführt von den Bodenbeständen der Küste vornehmlich in den sturmreichen Abschnitten des Jahres Teile vom Westen ostwärts; Dünenablagerungen dort sind die Folge.

So sind vor langen Zeiträumen entstanden u. a. der Breitling und der Saaler Bodden. Zugewanderte Dünen haben diese ursprünglichen Meeresteile abgeschnitten von der Ostsee. Auch das Salzhaff oder eigentlich die Halbinsel Bustrow bei Alt-Gaarz ist ähnlich entstanden; weiter westlich entführte Sandmassen schlossen den östlichen schmalen Meeresarm zu; die Halbinsel war die Folge.

Dieses Salzhaff, ein verhältnismäßig flaches Gewässer, wurde durch die Litorina-Senkung Teil der Ostsee; vorher war es ein „Inlands-Süßwasser-See“ von geringer räumlicher Ausdehnung mit umgebenden Waldbeständen; im Grunde des Haffs sind noch vielfach Reste von Baumstämmen Zeuge jener alten Entwicklung vor Jahrtausenden.

Bereinigt im östlichen Teile des Küstengebiets, so in der Nähe von Graal zutagetrete Torsbildungen am Meeresgrunde oder am Küstenrande geben gleichfalls Kunde von Ueberflutungen früherer Süßwasser-Gebiete durch die Ostsee in Verbindung mit der Litorina-Gestaltung; Torf kann sich nur in stehenden, verlandenden, vertorsten Gewässern bilden; was wir hier längs der Küste oder in ihrer Nähe sehen, ist also ein Beweis mehr für die schon genannte Tatsache der „Abbrökelung“ unserer Küste, ein Landverlust, der mit geringen

Stärken-Verschiedenheiten dauernd festzustellen ist längs der Ostseeküste.

Im Grunde gleichfalls ein Beweis solchen Landverlustes durch die unausgesetzte Seearbeit ist auch der „Heilige Damm“ bei Doberan.

Vor der jetzigen dortigen Küstenlinie lag früher eine Art Steilstufen ähnlich geformt, wie es gegenwärtig etwa bei der Stolteraa oder auch am Fischland-Rande anzutreffen ist. Sie bestand aus Geschiebemergel mit darunter gelagerten Granitblöcken, Sendlingen auch des skandinavischen Nordens. Die See wusch durch die Macht ihrer Wellen die Mergeldecke ab, entführte in langer Arbeit alles Weiche aus ihrer Nähe, musste aber dann die Macht ihrer Kräfte sich brechen lassen, stauen vor dem heiligen Damm, den sie so in den geltenden Formen sich selber geschaffen.

Die Geologie im besonderen rechnet mit Jahrtausenden. Ihre Mächte aber bleiben. Sie sind wahrhaft ein Teil von jenen Kräften, zu denen hin es sich allein lohnt, von Ewigkeiten zu sprechen. Und die Wogen des Meeres — sie singen das Lied der Ewigkeit. Es gibt keinen Künstler, der es besser zu tun vermag.

Von den Hansen.

Man kann auch beinah ebenso richtig sagen: Von den Dänen. Denn zumal hier an der Küste kam die Tätigkeit der Hanse fast ganz gleich einmal der Ausnutzung der Erwerbsmöglichkeiten im Gebiete der nordischen Staaten und dann der Abwehr vornehmlich von Uebergriffen dänischer Herrscher; was sonst noch bleiben mochte, ist nur als an Bedeutung „verschwindend“ zu werten gegenüber den recht eigentlich bestimmenden Dingen.

Diese dänische (vereinzelt schwedische) Begehrlichkeit zu den deutschen Küstenländern hin ist scheinbar uralt; ja, wenn man einigen Kämpfern für die, natürlich, allein richtige Ableitung der urgermanischen Besiedelung Norddeutschlands glauben will, steht oder liegt es sogar so, daß ganz Norddeutschland von Dänemark aus besiedelt worden ist.

Doch, das sind Dinge, über die sich recht ausgiebig streiten läßt, ohne daß dieser Streit endgültig Klärung geben könnte.

Uns geht hier vor allem anderen mehr das Eine an: dies, daß die Tatsache des Daseins der deutschen Hanse durch mehrere Jahrhunderte hin von außerordentlicher Bedeutung für den Ausbau vornehmlich der Städte im sogenannten ostelbischen Besiedelungsgebiet, und nicht nur hier, gewesen ist.

Denn Glanz und Größe der Hanse entsprachen der Arbeit von Bürgern deutscher Städte, besonders derer im Küstengebiet. Und indem dem hansischen Bunde der Städte zu verschiedenen Zeiten große Erfolge beschieden waren, kam das Auswirken solcher Erfolge, der steigende bürgerliche Wohlstand dem Ganzen in diesen Städten an erster Stelle zugute. Nicht umsonst weisen die Küstenstädte, die Mithansen z. B. herrliche Baudenkmäler aus hansischer Zeit auf, — man konnte es sich leisten. So sind unsere alten Städte in gewissem Sinne die Denkmäler hansischer Größe, etwas, was sich in einem Buche vom Leben am Strande nicht wohl übersehen läßt.

Unsere Geschichte beginnt im Kerne mit den Zügen Heinrichs des Löwen. Der Versuch dieses Welfensprossen — der im eigentlichen Sinne überhaupt kein Welfe, sondern ein Abkömmling des Ehebundes einer Welfin mit dem Veroneser Gregor Azzo von Este war —, der Versuch dieses bedeutendsten Angehörigen des Lüneburger Fürstengeschlechts, in Nordostdeutschland dem Sinne nach ein Gegenkaisertum zu errichten: Dieser Versuch konnte unter allen Umständen nur mit Unterstützung des Dänenkönigs gelingen. Die Hilfe ist gewährt worden. 1168 z. B. haben Dänen auf Arkona das letzte wendische Bollwerk, den Swantewit-Sitz erobert, diesen Wenden-gott als Brennholz aufgebraucht. Karl Schuchhardt, der ausgezeichnete Berliner Vorgeschichtsforscher — früher Museumsleiter in Hannover — hat dies durch Ausgrabungen im Jahre 1921 genau klargelegt; in seinem Bericht darüber heißt es u. a.:

„Die Dänen hatten es bei ihren Kriegszügen immer schon besonders auf die Rügensche Burg Arkona abgesehen. Dort bestand ein alter, im ganzen Slavenlande hoch angesehener Bildkultus, ja, es hatte sogar einmal ein dänischer König trotz seines Christentums ihm einen kostbaren Becher gestiftet. Wenn dieser Kult gebrochen und beseitigt wäre, sagte man sich, würden der Götzendienst und die Mauern auf dem übrigen ganzen Rügen von selber fallen“.

Es ist hier nur scheinbar von einer Begrenzung der Dänenkämpfe auf Rügen die Rede; in Wirklichkeit ging die Begehrlichkeit von der Seite weit darüber hinaus. Und als in Auswirkung des Gegensatzes, in den früher oder später der Braunschweiger Herzog zum Kaisertum kommen mußte, Heinrich der Löwe fiel, nahm in gleicher Wirklichkeit Dänemark über Mecklenburg, das holsteinische Wagrien, Teile Pommerns und noch andere norddeutsche Gebiete eine Art Schuhherrschaft wahr, die vom tatsächlichen Besitz dieser deutschen Gebiete nicht gar so weit entfernt blieb.

Diese „Schuhherrschaft“ hat mehr oder weniger deutlich etwa fünfzig Jahre lang bestanden. Ein deutscher Kaiser, Friedrich II., hat sie 1240 ausdrücklich anerkannt dadurch, daß er dem Könige Waldemar II. von Dänemark alles ehemalige Wendenland Deutschland zu eigen gab. Nur wieder der Selbsthilfe norddeutscher Fürsten unter Führung Heinrich des Schwarzen von Schwerin ist die Abschüttelung solcher Dänenherrschaft gelungen. Nach der Gefangennahme Waldemars durch Heinrich auf der Insel Lyhöe und dessen Haftsetzung in

Darnenberg, nach der Schlacht bei Mölln, der Niederlage der Dänen dort, hat im Vertrage von Bardowick Waldemar auf das deutsche Land, mit Ausnahme vorläufig noch von Rügen verzichtet. Sein erneuter Versuch 1227, Waffenerfolge zu erzielen, die alte kaiserliche Ordnung wiederherzustellen, ist am Magdalentage (27. Juli) des Jahres 1227 bei Bornhöved endgültig abgetan worden; eine dänische Besitznahme deutschen Landes in größerem Ausmaß hat sich seitdem nicht wieder ergeben.

*

Die Hanse bestand zu dieser Zeit an unserer Küste noch nicht. Sie stammt für Mecklenburg oder die „wendischen Städte“, wie sie und die Pommern nebenan von der deutschen Hanse aus genannt wurden, aus dem Jahre 1283, geht in nachdrücklich merkbarer Weise aus vom sogenannten Rostocker-Bund, der an führender Stelle die Städte Rostock, Wismar, Lübeck, Stralsund, Greifswald, dazu Anklam, Demmin, Stettin vereinigte zur Abwehr gegen Einfälle des Markgrafen von Brandenburg und gegen norwegische Seeräuberei, die König Erich auf eine Blockade durch Wismarsche Schiffe hin dann zum Ende bringen mußte.

Unter dem Schutz der Hanse hat sich ausgewirkt die Erschließung des Ostens für den Handel, die Ausnutzung der Rechte von Bergen- und Schonenfahrern usw. in den nordischen Staaten, die Abwehr von Angriffen durch diese Staaten, fast immer von Dänemark her, und weiter die Ausgestaltung der Handelsbeziehungen zu Flandern und nach England hin — Aufgaben schließlich mehr westlicher Art, die denn auch die wendischen Städte nicht erheblich berührt haben. Als Ganzes aber ist die Hanse eine Selbsthilfe der Städte gewesen in Zeitschäften, in denen das deutsche Kaiserthum entweder zu schwach oder zu sehr für außerdeutsche Aufgaben, nach Italien hin z. B., festgelegt war, um dem Norden irgendwie erhebliche Aufmerksamkeit zuwenden zu können.

*

Es kommen die Tage König Erich Menveds, sein Spiel mit Rostock, mit Fürst Nikolaus, dem Kinde vom Rostocker Lande. Es handelte sich noch einmal wieder darum, wer der Herr im Hause sein soll, der Däne oder die wendischen Hansestädte. So ergibt sich hier bei Rostock das Spiel, möchte man

sagen, um die Herrschaft des Hasenausganges bei Warne-münde, der Bau der Burgen dabei durch die Dänen zunächst, dann auch noch durch andere, — das Abbrennen dieser Burgen durch die Rostocker, ihre erste Revolution, das Eingreifen des Schweriner Fürsten, die Vertreibung schließlich Erich Menveds. Dann das Einschreiten König Waldemars Utterdags von Dänemark wieder im Sinne der Bedrängung des heimischen Strandes. Der Kriegszug der 77 Hänse gemeinsam mit dem Mecklenburger König von Schweden um 1368—70 mit dem guten Klang des Ausganges im Stralsunder Frieden von 1370, dem größten Tage wohl, den die Hanse je erlebte.

Weiter die Gefangennahme Albrechts III. von Schweden durch die Königin Margarete von Dänemark. Und, der Bedeutung nach um vieles mehr, jene Tage der „Likedeeler“, des Klaus Störtebecker, des Gödeke Michael. Jene von allerlei wilder Romantik, zeitweise auch von noch anderen Wildheiten, erfüllten Züge der mancherlei Abenteuerer, die nach ihren Worten Gottes Freund und aller Welt Feind sein wollten, dabei aber wohl sich an mancher Stelle vergriffen. So daß es um 1401 auch wieder als Erlösung von vielen empfunden werden mochte, als die Hamburger auf ihrem Grasbrook einigen Hauptleuten der Vitalienbrüder den Kopf vor die Füße legen ließen.

In dem Ostseearm zwischen Mecklenburg-Lübeck und Dänemark ist es fast während der ganzen Hanzezeit nie so recht zum Frieden gekommen. Auch nicht zu der Zeit, als mit Jürgen Wullenwewer und Marx Meier letzter Glanz vor dem Untergange — wieder durch einen Dänenkönig, Christian III. — die Hansen, und mit ihnen Rostock und Wismar, umgab.

Bierhundert Jahre sind nun bald vergangen, seit die Vernichtung Wullenbewers recht eigentlich den Anfang vom Ende der Hanse im Gefolge hatte. Auch in hanischer Größe ist gewiß einige menschliche Kleinheit mit enthalten gewesen. Aber im ganzen gaben ihre Tage doch dem Bürgertum der Städte und den Schiffern an unserer Ostseeküste viel Ruhm von der Art, die nicht bleichen kann noch darf. Das wollen wir hier am Strande nicht vergessen.

Vom alten Warnemünde.

Aus dem Jahre 1160 ist ein Bericht des dänischen Chronisten Saxo Grammaticus erhalten über eine Seeschlacht, die damals zwischen Dänen und Wenden auf dem Breitling ausgefochten ward. König Waldemar I. und Bischof Absalon von Roeskilde treten dabei führend hervor. Saxo berichtet u. a.:

„Von da wurde zum Gudacera-Fluß (Warnow) gefahren. Seine Mündung war zu seicht für große Schiffe, kleinere konnten dagegen gewöhnlich durchfahren. Nachdem Anker geworfen war, ging daher der König auf ein anderes Schiff, da das seinige infolge der Flachheit des Stromes zu tief ging. Die beweglichere Flotte und die Schiffe, welche nicht so tief gingen, griffen unter der Führung des Bischofs Absalon von Roeskilde die engen Krümmungen des Stromes an. Unter seiner Leitung gelangte die Flotte an eine Stelle, wo der Fluß sich verbreiterte und das Aussehen eines großen Sees bekam. So gelangte man bis an den Breitling, dessen enge Zugänge die Wenden mit einer zahlreichen Flotte gesperrt hatten, um den Dänen die Einfahrt zu verwehren . . . Beim Einbruch der Nacht kehrte Absalon zu König Waldemar zurück, der mit Sorge und Ungeduld seinen Ratgeber erwartete. Erfreut über die Siegesnachricht, schickte der König sein Schiff nach Dänemark zurück und fuhr am nächsten Tage zum Breitling hinauf. Dort gab er dem Suno den Befehl, alle Schlupfwinkel der Wenden am Breitling mit zwei Schiffen zu plündern. Dann wurde das von seinen Einwohnern verlassene Rostock ohne Schwierigkeit verbrannt. Auch den Gözen Goderak, dessen Standbild bei Kessin an der Oberwarnow stand, befahl er zu verbrennen.“

Es handelt sich hierbei um die erste urkundliche Nachricht für die Warnemünder Gegend. Warnemünde wird dabei nicht erwähnt. Die Dänen haben bei diesem Kriegszug Rache nehmen wollen gegen viele Raubzüge, die von wendischer Seite gegen sie unternommen worden sind; die dabei benutzte Ver-

bindung zwischen Ostsee und Breitling ist jedenfalls das „alte Tief“ gewesen, der Stromauslauf, der in der Gegend der jetzigen Wirtschaft „Hohe Düne“ ursprünglich beide Seegebiete neben noch einem weiteren verband, der das Radelgewässer benutzte.

Die deutsche Besiedlung des Gebiets, das gegenwärtig noch für Warnemünde gilt, ist anscheinend durch Friesen erfolgt, und zwar im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts. Der Sage nach war der alte Strom damals ein sehr flaches Gewässer; mit dem Durchwaten und Durchfragen wird, eben der Sage nach die Christophorus-Figur in Verbindung gebracht, die sich in der Warnemünder Kirche befindet. Die Tatsache, daß es sich bei jener ersten neueren deutschen Besiedlung des Warnemünder Bodens um Friesen handelte, wird durch die heutzutage noch, besonders Am Strom, gepflegte eigentümliche Hausbauweise belegt. Ob diese Ableitung zu Recht geschieht, ob nicht vielmehr die Schiffer und Fischer, die ursprünglich hier ansässig wurden, von Seefahrten an der friesisch-holländischer Küste sich ihre Hausbau-Vorlagen holten — das ist im einzelnen nicht zu beweisen.

*

Warnemünde hat seit der Zeit, wo es geschichtlich genauer erfaßt werden kann, immer neben, hinter Rostock, hier seewärts gedacht, gestanden. Fürst Heinrich Borwin III. von Rostock hat den ursprünglich also fürstlichen Hafenort an der Unterwarnow am 12. Oktober 1264 der Stadt überlassen.

Diese Abhängigkeit von Rostock ist bis in die jüngste Zeit hinein von den Warnemündern oft mißlich empfunden worden. Das ist sicherlich nicht gerade in den seltensten Fällen berechtigt gewesen. Immerhin wird bei ruhigem Abwagen mancher Gründe für viele Handlungen der mächtigeren Rostocker, vornehmlich aber bei unbefangener Würdigung der heutigen, durch die Zeit, die historische Entwicklung gewissermaßen geheilgten Verhältnisse auch Einiges für Rostocks Haltung, zum wenigstens in manchen Lagen, sprechen können.

Zunächst wandte sich in der Zeit nach der Uebernahme von Warnemünde der Zorn Rostocks, seiner Schiffahrt treibenden Bürger einer Raubburg-Gründung zu, die etwas oberhalb von Warnemünde, südlich Schmarl, etwa in der Höhe Oldendorfs, auf einer kleinen Insel vom Fürsten Waldemar von Rostock 1267 als „Hundsburg“ erbaut ward. Ein fürstlicher Hauptmann Nikolaus Glöde überfiel von dort aus besonders die

von Warnemünde stadtwärts mit Waren ziehenden Rostocker Kaufleute, setzte sie vielfach auf der Burg gefangen. Die Rostocker haben 1278 diesem Zustand durch die Zerstörung der Raubburg ein Ende gemacht, auch das Warnowufer hier vom Fürsten durch Kauf übernommen.

Der alte Rostocker Hafen vor Warnemünde lag ursprünglich zwischen dem jetzigen neuen Strom und dem Waldgebiet der Rostocker Heide; dort sind, etwa in der Gegend um „Hohe Düne“ und Rettungsschuppen, zwischen den Buhnen 16 und 18 noch einige Pfahlreihen aus Eichenholz erhalten, die auf die alte Hafenanlage zurückgeführt werden.

Der Ort Warnemünde selbst ist anscheinend gleich in der Art angelegt, daß die Wohnsteile am Strom mit dem dahinter liegenden Straßenzug — gegenwärtig Alexandrinistraße — als „Börreeg“ und „Achterreeg“ bestanden. In der Gegend nahe dem gegenwärtigen Leuchtturm oder der Lotsenstation fand sich auch schon seit ziemlich früh-mittelalterlicher Zeit eine Einrichtung zur Sicherung einer-, zur Beleuchtung des Hafeneinganges anderseits; auch die Lage von Vogtei und Kirche ist annähernd seit älterer Zeit bis jetzt die gleiche geblieben.

Die Zeiten, in denen König Erich Menved von Dänemark in langen Kämpfen, in Gemeinschaft auch zumeist mit dem Schweriner Landesfürsten Heinrich dem Schwarzen oder Löwen und noch einer Anzahl anderer norddeutscher Landesherren gegen die junge hanfische Macht im Felde lag, sind gekennzeichnet durch besonders starkes Hervortreten des Ringens um den Hafenort Warnemünde. König Erich Menved hielt sich in diesen Jahren, 1301—19, oft in Warnemünde auf. Er ließ hier für seine Wohnzwecke ein eigenes Schloß aufführen. Er auch war es, der in Gemeinschaft mit dem Mecklenburger Löwen-Heinrich begann, das „Alte Tief“ bei Warnemünde, den Ausgang der Rostocker Schiffer zum Meere hin, und zurück, durch die beiden Belagerungstürme zu sperren, die dann jahrelang, bald von dieser, bald von jener, der Rostocker Seite, her eine Rolle spielen sollten. Das Ende dieser ganzen Kämpfe ergab sich in dem neuen Verkauf Warnemündes an Rostock vom Landesfürsten Heinrich dem Löwen aus am 21. Mai 1323.

Aus dem Jahre 1485 ist ein Vertrag überliefert, wonach sich Alhardt Johannsen dem Rostocker Rate verpflichtete, das „Neue Tief“, den „alten Strom“, 6 Ellen tief und 50 Ellen breit anzulegen; neues und altes Tief haben jedoch noch bis

etwa zum Dreißigjährigen Kriege hin gemeinsam Dienste für die Aus- und Einfahrt geleistet.

Zum Schutze dieser Einfahrt ist in den hansischen Wirren nach Dänemark und Schweden hin noch wiederholt für einige Jahre ein Block- und Korbhaus errichtet worden. Auch haben die Warnemünder Jöllenfahrer der Zeit mit ihren Fahrzeugen oft gefährliche Botensfahrten zwischen den hansischen und den nordischen Küsten hin und her auszuführen gehabt.

Hatten diese Warnemünder Schiffer gehofft, auch als selbständige Seefahrer nach und nach neben den Rostockern zu einiger Bedeutung zu kommen, so hatten sie sich allerdings geirrt; die Rostocker Schiffsgesellschaft, die aus den Schonen- und Bergensfahrern 1565 hervorgegangen war, wandte sich scharf gegen solche Bestrebungen; Warnemünde sollte nur Bedeutung haben als Fischerlager mit Fischerbuden. Ein jahrzehntelanger Streit, der auch das Reichskammergericht beschäftigte, dann einmal kleine Erfolge für die Warnemünder — kleine Seitensprünge wohl auch von ihnen aus zur See — zeitigte, füllte die Zeit bis zum Dreißigjährigen Kriege hin. Eine schwere Sturmflut vom Jahre 1625 mehrte die Schäden, die Warnemünde durch den Schifferstreit erlitt, ins Ungemessene. Und die Zeiten, die dann nacheinander für den Ort die Wallenstein-Schanze, den Schwedenzoll, die Nöte der Franzosen-Besatzung brachten, vollendeten einen Niedergang, der lange fühlbar bleiben sollte.

Die Wallenstein-Schanze trug zum wenigsten ihren Namen mit Recht. Denn als im Januar 1628 dieser kaiserliche Feldherr mit Mecklenburg förmlich vom Kaiser belehnt wurde, machte er sich über die möglichst vorteilhafte Ausnutzung der also erreichten Rechte immerhin allerlei Gedanken. Er wollte „denen von Rostock und Wismar den Zaum ins Maul thun und Citadellen bauen“. Zunächst darum, weil er ihnen im besonderen je nachdem nichts oder manches zutraute; dann aber um deswillen, weil von hier aus die überseeischen, nordischen Länder „im Zaum“ gehalten werden sollten. Größere Bedeutung hat indes diese Wallenstein-Schanze, belegen in der Stromgegend bei dem heutigen Kaffee Bechlin, unter der kaiserlichen oder Wallenstein'schen Herrschaft nicht erlangt.

Das änderte sich jedoch beträchtlich nach der Einnahme der Stellung durch die Schweden im September 1631; denn nun

kam alsbald der schwedische Zoll auf, eine recht drückende Belastung vor allem der Rostocker Schiffahrt — eine Belastung, die durch den Frieden von Osnabrück „auf ewig“ festgelegt ward. Diese Ewigkeit ist ja dann für einige Zeit immerhin schon durch die Niederlage der Schweden bei Fehrbellin, die Uebernahme des Warnemünder Schwedennestes durch Brandenburger beendet worden; auch im nordischen Kriege hat sie Unterbrechung durch die Dänen gefunden. Dennoch hat erst der Vertrag vom 14. März 1714 dem Schwedenzoll dauernd das Ende beschieden; Geldnot der Schweden und ein Vorschuß durch Mecklenburg ließen das alte, mannigfach störende, lastende Zollgerümpel so endgültig ausscheiden.

Die Franzosenzeit hat im August 1811 im Zusammenhange mit der bekannten Kontinentalsperren-Politik Napoleons zur Einrichtung einer Schanze bei Warnemünde und außerdem zu mannigfachen Kaper-Unternehmungen der Franzosen geführt. Von der Schanzen-Besatzung aus oder vielmehr auf Verlangen des dafür zuständigen Rostocker Platzkommandanten Gelscheff ist dann auch im Juli 1811 die Einrichtung einer Warmbadeanstalt betrieben worden; der Rostocker Rat hat zum Preise von ganzen zwölf Tälern ein „Haus“ dafür bauen lassen müssen, das am 23. Juli mit drei Badewannen dem Betrieb übergeben ward; es war belegen nördlich des heutigen Georginenplatzes bei der Franzosenschanze. *)

Es wird also, wenn man will, möglich sein, diese französische Einrichtung als den Ahnen des Badeortes Warnemünde anzusehen, dies auch dann zu tun, wenn bekannt ist, daß es sich um etwas sehr Einfaches hierbei handelte — eine hölzerne „Kiste“, die den Abgang der Franzosen im März 1812 und, nach dem Ende in Russland, 1813 nicht lange überstehen konnte.

Was auch immer Warnemünde in den also zwischen Krieg und Frieden wechselnden Zeitschichten der entlegeneren Vergangenheit zu leiden haben möchte — es geschah im letzten Grunde für und, wohl noch mehr, durch Rostock.

*) Genau bezeichnet lag diese „historisch erste“ Badeanstalt an der Stelle des heutigen Greifenbades; die Schanze kam westlich daneben, etwa auf dem Hotel-Berringer-Boden, in Frage.

Die Lage an der See wies die Warnemünder auf den seemännischen Beruf hin, soweit sie nicht bei der Fischerei *) beharren konnten. An eine nennenswerte Landwirtschaft war bei den geltenden Boden- und Besitzverhältnissen nicht zu denken. Sogar die Berechtigung, ein beliebiges Handwerk zu treiben, blieb den Warnemündern verwehrt; kein Bäcker, Schlachter, Müller, kurz Lebensmittel-Erzeuger jenseits der Fischerei durfte sich hier niederlassen. Obendrein war kein verwendbares Trinkwasser weit und breit vorhanden; es mußte mühselig aus anderen Orten, meist aus Rostock, herbeigeschafft werden. Und jede Lockerung solcher hindernder Bestimmungen wurde durch die Rostocker ängstlich-bedacht sam unterbunden. **)

Es kann nicht verwunderlich erscheinen, daß das jahrhundertelange Andauern solcher „vormundschaftlicher Verhältnisse“ manche Züge für den Warnemünder schuf, die mindestens eigenartig zu nennen waren. Fördernd hierbei wirkte neben der schließlich völligen Begrenzung auf Seeberufe die also großgezogene scharfe Abneigung gegen Rostock und die Rostocker; lange Zeit kamen Familienverbindungen nur innerhalb Warnemündes, höchstens noch nach Groß-Klein hin sonst vor. Sprachlich, in der Tracht, in den ganzen Sitten, nicht zuletzt in manchem Stück der Einrichtung fürs Haus und für den Fischerberuf, u. a. auch in den mit großer Treue lange bewahrten Hausmarken alteingesessener Familien — kurz, fast in jeder Hinsicht setzte sich Eigenart fest; der tagenbare Warnemünder war mit allem Drum und Dran wahrhaft ein Stück Welt für sich.

Das Gesicht dieses alten Warnemünde ist durch nichts so verändert worden wie durch — seine eigentliche Bestimmung, Badeort zu werden. Auch dieses „Schicksal“ ist ihm im einheimischen Anfang von Rostock und den Rostockern her bereitet worden. Denn eine Reihe von Jahren hindurch kamen ausschließlich, am Beginn des neuen Werdens, Rostocker zum

*) Die Fischerei durfte seit alter Zeit auch nur in See von den Warnemündern betrieben werden; Warnow und Breitling waren den Rostocker Genossen vorbehalten.

**) Die behindernden Bestimmungen für Gewerbetreibende sind erst durch die Gewerbefreiheit beseitigt worden. Eine Wasserleitung besteht in Warnemünde seit 1903.

Baden nach Warnemünde. Es gilt da gleich, ob man „den ersten Rostocker“ hierbei sehen will in der, mittlerweile sagenhaften Wigger-Großtante Voege, in Dr. G. Detharding, dem Stadtforstinspektor Becker; in jedem Falle wies ein Rostocker den Weg. Das wird gleich nach dem Ende der napoleanischen Kriege gewesen sein; 1817 ist es in jedem Falle schon von Becker bezeugt, und anscheinend war er doch nicht der erste im Lande.

Die Warnemünder sind misstrauisch gewesen solchem ersten Beginnen gegenüber. Denn die Rostocker . . . ?

Schließlich sind es die Warnemünder Jungs gewesen, die „das Eis brachen“. Sie kamen herzu, wenn jemand das Baden denn nun wirklich nicht lassen konnte, halfen aus mit Stiefelknecht und Zeugständern. Brachten auch wohl einen Beisenstaubl herbei oder einen Eimer zum Waschen der Füße. Oder beschäftigten sich noch angelegenlicher mit dem An- und Ausziehen der Leute — wenn diese nichts dagegen hatten. Natürlich für Geld, 'n Schilling oder so; umsonst ist schließlich jedes Vergnügen zum Nutzen eines anderen nur halb oder noch nicht einmal das.

Und die Sache machte sich. Bald gab es einen sehr melodischen Gesang bei Begrüßung insonderheit der erwachsenen männlichen Geschlechtsgenossen. Hatten sie die nützliche, lange Pfeife im Zug, hieß es wohl gesanglich zu ihnen hin:

De Kirl mit de lang' Pip soll läwen — hurra!

Gall 'n Schilling in de Grawwel gäwen — hurra!

Denn am Ende lag in dem In-de-Grawwel-gäwen so, ohne das bischen Plage mit Stiefelknecht und Zubehör, doch noch mehr liebenswerte Poesie als in allen Stiefelknechten der Welt verborgen sein mag. Außerdem . . . man hatte noch mehr sinnige Lieder zum Gebrauch bei der Hand. Etwa:

Jule, jule, janna, hoppo, tanna,
morgen wanna, widi, widi, wu!
'n ol lütten Pipenstäl,
'n ol Schilling is nich väl!
Schnurr, schnurr, beckeri burr!

Die Poesie des Badens haben also unzweifelhaft die Warnemünder Jungs entdeckt.

Schon in den zwanziger Jahren ist man in Warnemünde alljährlich auf einige hundert Badegäste gekommen. 1826 auch auf solche von Güstrow, Schwerin und noch anderen bedeutenden Orten. 1828 baute man auf der früheren Mittelmole ein besonderes Damenbad, wohingegen die Herren der Schöpfung auf einem längeren Steg in die See hinaus schritten. 1834 kam ein Warmbad an der Stelle des jetzigen Greisenbades hinzu, 1835 je eine Badeanstalt für Damen und Herren am Strand. Erster Badearzt war Dr. Schütz aus Rostock. Quartier gab es ohne weitere Schwierigkeiten gegen angemessene Entschädigung bei den Fischern besonders der Börreeg; außerdem waren drei Gasthäuser da: Burmeister (Reichshof), Jürß (Alexandrinienstraße oder Achterreeg 80), Wöhlert (Seestern).

Das also Begonnene hat sich dann nach und nach ausgebaut. Dazu half vornehmlich der Ausbau des Verkehrs. 1834 wurde der Dampferverkehr nach Rostock eingerichtet. 1850 brachte die Bahnlinien Rostock—Schwerin, 1886 diejenige von Warnemünde nach Neustrelitz bedeutsame Besserungen. Auch eine Rostocker Badekapelle für Konzerte bei der Bogtei legte man sich bald zu. Kurz, es kam alles in ein neues Werden hinein. Auch Warnemünde, das früher nie über 500 bis 750 Einwohner hinausgekommen war, wuchs sich baulich immer mehr aus — bis zum heutigen Stande von annähernd 7000 eingessenen Bürgern hin.

*

Wenn wir nun scheiden vom alten Warnemünde, mag es geschehen mit den Worten eines alten mecklenburgischen Geschichtsmannes von zu seiner Zeit weit bekanntem Ruf, — des Archivrats Lisch-Schwerin. Lisch hat in der Zeit um 1840 herum ein sehr „opulent“ ausgestattetes Werk „Mecklenburg in Bildern“ herausgegeben, in dem u. a. auch Volkstrachten der Zeit dargestellt sind. Zu dem Bilde eines Warnemünders und einer Warnemünderin in also damaliger Tracht sagt Lisch:

„Die sichere und nachhaltige Hauptquelle des Erwerbes ist das Meer. Die meisten Männer sind Seefahrer, viele sind Fischer; in gereisten Jahren dienen sie im Hafen als Lotsen. Die Weiber sind äußerst betriebsame, rührige Gehülfinnen, ja Stellvertreterinnen der Männer auf dem Meere und dem Flusse, helfen fischen und Sand holen, besorgen den Verkauf

des Gewinnes in Warnemünde und Rostock und den Verkehr des Fleckens mit der Stadt; beständig ist die Warnow mit leichten Böten bedeckt, welche die flinken Warnemünderinnen sicher und gewandt durch die Fluten lenken. Die zahllosen Bedürfnisse der Badegäste haben ihre Tätigkeit noch erhöht.

Dies alles neben dem Volkscharakter und der eigenen Sprache gibt dem Bölkchen, das auch bei dem gesteigerten Badeleben den alten Sitten treu geblieben ist, einen eigen-tümlichen, wohlthuenden Anstrich“.

Schier dreißig Jahre bist du alt . . .

Schier dreißig Jahre bist du alt . . .

Was?

Nun, die Erinnerung an das alte Warnemünde von anno dazumal!

Dies war sein Kennzeichen vor allem: Es hatte seinen „Strom“ längs der alten kleinen Häuschen, die mit den Giebeln sich ihm zuwandten. Und zur Sommerzeit in den Abendstunden saßen, standen, gingen sie da, die alten Warne-männer versteht sich, und schauten zu, wenn die kleinen grauen Dampfer von Rostock kamen. Oder wenn sie zurückfuhren nach Rostock. Oder, noch anders, wenn „Kaiser Wilhelm“, „König Christian“, „Edda“, die früheren deutsch-dänischen Post-dampfer aus- oder einfuhren, Gjedser zugerechnet.

Zuweilen gar kam es noch ganz anders.

Da fuhren die Postdampfer, einer von ihnen zum wenigsten, von Rostock nach Moen. Und zurück natürlich. Ge-wiß kam das nur an hohen Festtagen vor. Aber dann ging es an, und dann fuhren die Rostocker, die ja immer und immer das Meiste zu sagen hatten, auch über die Warnemünder, mit dem besonderen Akkib durch den „Strom“, vorüber an den Warnemünnern, die dabei zusahen, wie eben die Rostocker sowas machten. Mit dem besonderen Akkib, versteht sich, zum dritten, der sich — damals, damals! — für die Rostocker bei solchen und ähnlichen Anlässen hier draußen ganz von selber verstand.

Also, bei all dergleichen sahen die Warnemänner Leute an ihrem alten Strom in diesen Sommerabendstunden der Vergangenheit zu, wie's gemacht wurde, und bei solchem Zu-sehen lag da doch, gleich, ob zu befehlen war ein richtiger Rostocker Hochvermögender oder nur just ein armer Teufel, der den Sonntag in Warnemünde genoß, so eine Art Melodie in der Luft, in der viel stilles Grüßen klingen konnte hin und her. Ueberhaupt unmaßmäßig viel stilles Behagen von der Sorte ungefähr, die man hat hinten weit bei Mynherr van

der Plömerstaken und anderen Leuten seines Schlages zwischen den Kanälen und den Windmühlen Alt-Hollands.

Das, diese besondere Stimmung aus der alten Zeit ist nun lange tot und beinah vergessen. Sie hat sich schlafen gelegt damals, als man diesen alten Strom hier köpflings zuwarf. Als man hier einen Damm und dort eine Brücke durch ihn hindurch legte. Als also hier hinten eine Bütt entstand und davor ein toter Arm. Seitdem ist alles anders geworden.

Auch mit der Verwaltung und so — alles anders.

Früher, um die Jahrhundertwende herum noch, die vor nun bald dreißig Jahren anstand, — früher also stand Warnemünde von rechtswegen unter dem Gewett von Rostock. Das war so seit alter Zeit, seit 1384 wohl schon. Man wählte die Weddeherren *) aus den Mitgliedern eines ehrbaren Rates von Rostock — zwei oder drei Leute, die hernach unter anderem die Sonderaufsicht über Warnemünde hatten, von Zeit zu Zeit hinaus führen, sich zu betrachten, was allhier vorlag. Im Vogt hatten sie ihren ortsfähigen Vertreter. Weil aber dieser so als Warnemünder unmittelbar mit den Ortsbewohnern dauernd Fühlung hatte, rechnete sich wohl dieser oder jener aus der Reihe der Vögte zusamt dem Hegediener, der ihm beigegeben war, mehr zu den Warnemündern denn zu den Rostockern. Und es gab so zwischen ihm und den Warnemündern fast immer einen besseren Klang als zwischen diesen und den Rostockern.

Es hatten aber zu jenen Zeiten und auch noch vor einigen dreißig Jahren die Warnemünder eine weitere eigene Ortsvertretung in den zwölf Mitgliedern ihres Bürgerältesten-Kollegiums. Sie hatten allerlei Obliegenheiten des täglichen Lebens. So war durch sie und ihren Wortführer allerlei Lauferei zu besorgen für Steuer-Einziehung, Weide-Ordnung, kirchliche Dienste und dergleichen mehr. Auch war ihnen Kenntnis zu geben von dem, was Rostock obrigkeitlich mit den Warnemündern vorhatte; unabhängig von allem, was die Warnemünder gemeint haben mochten.

Bloß bei der Bullenhochzeit vom Schott her, die alle zwei Jahre war, hatten die hohen Herren von da hinten her einfach garnichts dreinzureden.

*) Wedde gleich Strafbestimmung; davon abgeleitet u. a. Grundwett gleich Sanktionen für eine Vereinigung.

Das war so der Wechsel im Worthalterstand. Dazu kamen im Hause des ausscheidenden Worthalters alle Altesten (und auch für sich am Nachmittag ihre Frauen) zusammen. Es wurde alles durchgesprochen, was in den letzten zwei Jahren an großen und auch an minderen Dingen im Orte vorgekommen war, die Besitztum des Ortsbesitzes nachgezählt und so nützliche Dinge mehr getrieben. Schließlich auch Blüterschinken gegessen, Rostocker Bier getrunken und so weiter — mitunter sogar bis zum Dunwerden.

Was es ja nun alles nicht mehr gibt, indem seit 1. Juli 1909 sechs Bürger von Warnemünde, die zuvor das Rostocker Bürgerrecht erworben haben müssen, sich im Rostocker Rathaus zusammen mit den dortigen Bürgervertretern über die allgemeinen wie über die besondersten Rostocker und auch Warnemünder Dinge gleich am Anfang einer Woche, nämlich meist je an einem Montag unterhalten. Wo hinzu dann noch kommt, daß ein Rostocker Stadtrat seit dem 1. Juli 1919 anstelle des Vogts hier in Warnemünde alles in allem die Regierung in den Fingern hat.

Wie gesagt: es ist alles anders geworden seit jener Zeit, wo unser lieber alter Strom flöten ging.

Es hatte aber zu jener Zeit, eben vor schier dreißig Jahren sowas, das alte oder doch das ältere Warnemünde unter seinen Menschen mit anderen drei Kennwohren.

Einer davon war der alte Vogt Kirchner. Der saß wochentags in der Bagdie am Strom. Er war, wie das so geht hier zu Lande, ein reichlich einsilbiger Mensch. Viel reden, das paßte ihm nicht in den Kram. Auch was die großen Herren in Rostock redeten, auch das machte Vogt Kirchner meistens wenig Plässir. Bloß . . .

Ja, da lebte in den Zeiten, die sogar dunnemals schon vergangen waren, ein Kaufmann in Rostock. Er hieß Wachtler und hatte auch so seine besonderen Ideen. Und eine davon war die, das bisschen Sandhausen da vorn, was ganz früher rund um Warnemünde her bloß da war, in einen Wald zu verwandeln. *) In einen richtigen Wald, wo dann die Engländer

*) Das mit dem Bäumepflanzen in dem vorher ziemlich raukahlen Warnemünde ist, hin und her beschn, auch garnicht mal so 'ne einfache Sache. Angefangen hat man damit vor 100 Jahren, 1820 am Strom. Dann hat um 1860 der Rostocker Deputierte zum Bauamt, Wachtler aus der Breiten Straße,

und die Rostocker, die es den Engländern nahezu gleichtun konnten in allerhand Besonderheiten, Park dazu sagten — richtig und wahrhaftig Park. Na, und dafür, daß es einmal in späteren Zeiten so werden konnte, dafür pflanzte Wachtler überall hier herum Bäume hin. Sträucher wohl auch — je nachdem, wie sich das just passen möchte für die besondere Gegend. Den ganzen Strand entlang. Auch da ganz hinten, wo um die Zeit Hannes Trojan und Heine Seidel allsommers Einkehr hielten im Wirtshaus zur Stranddistel.

Das also tat Wachtler. Und was Vogt Kirchner war, der half ihm dabei, dieweil er die Gewalt hatte von amtswegen. Und weil sowas, so kleine Hilfen in der Stille für das zukünftige Gewese, seine Sache war lebenslang.

Ja, so machte es sich zu der Zeit, als wir Alten noch dreißig und einige Jahre jünger waren, hier zu Warnemünde mit dem Vogt und dem andern.

Stephan Janzen — er war gut und gern der zweite von den drei Menschen, die wir da so 'n bißchen herausheben wollten aus der Masse.

Der alte Lotsenkommandeur — Gott hab ihn selig werden lassen auf der großen Fahrt, die er, Janzen, ja nun auch schon lange antrat (1827—1913) wohnte zu jener Zeit und ein paar Jahre rückwärts noch und auch hernach in dem Hause an der Ecke zwischen Lotsenstation und Leuchtturm. Er hatte so immer und immer den Blick auf die See frei. Auf diese See, die dann einmal ruhig und dann einmal wild ist, so wild, daß es gilt, als Lotse und als Mensch Brüdern beizustehen in schwerster Not.

in den Straßen dahinter und beim Hotel Hübner weiter machen lassen. Dies ist in langsamem Gange fortgesetzt worden. Jedensfalls so, daß 1878 der ja leider ziemlich respektlose Berliner Zeitungsmann Theodor Fontane seiner damals badenshalber in Warnemünde lebenden Tochter Martha noch u. a. schreiben konnte: „So z. B. die Kiefern Schönung, sie wirkt wie eigens für die Kiefernraupe angelegt, und doch fehlte selbst diese, als ich 1870 im Schatten dieser schattenlosen Anlage spazieren ging. Vielleicht ist es jetzt besser; doch sah das Ding aus, als sei es als Krüppel geboren und müsse bleiben, wie es ist“. Als ergänzende vollendende Kraft insonders für die Strandanlagen nach Wilhelmshöh zu ist unbedingt Vogt Kirchner zu nennen.

Stephan Janzen, der eines Lotsenboten Sohn und also ein richtiger Warmünnner Jung von Haus aus war, hat das oft getan. Er hatte auf eine besondere Art den Grundsatz, von Zeit zu Zeit einem Menschen, vielleicht auch mal mehreren, das Leben zu retten. Es bildete sich 'ne absonderliche Forsche bei ihm drin aus. Die Warmünnner der alten Zeit sahen das. Und nannten ihn, was meistens ein sonderliches Vergnügen für sie war, den Großherzog von Warnemünde. Indem, daß Stephan Janzen ja auf der scharfen Ecke und in der schweren Not der Kommandant war, der das Wort führte lange Zeit in Sturm und Wetter.

Einen besonderen Namen hatten die Warmünnner derzeit auch für einen anderen alten Käppen bei der Hand, — für Heinrich Gornitzka.

Der saß nun nicht mehr an einer scharfen Ecke, sondern geborgen hinter der Düne, aus der in dieser neuen Zeit die Bismarck-Promenade herausgewachsen ist. Mitten drin zwischen dem Kropfzeug, das Wachtler hergestellt hatte — genau an der Stelle, die heute das neue Kurhaus und seinen vorderen Kurgarten trägt. Dazumal stand dort — seit 1872 — das „Schweizerhaus“, links und rechts vom Wege, der hindurch führte. Links der graue Holzkasten mit der Theke und dem andern, auch mit Gornitzka, der da hinter der Theke zu stehen pflegte, wenn auf der andern Seite, in dem andern grauen Holzkasten die Kurkapelle ihre Vormittags-Konzerte gab. Und der da in seiner lebhaften Art hin und her schnurrte — was der Käppen Gornitzka der Zeit war —, also von den Warmünnern den Dekelnamen „Kader“ bekam. Was, natürlich, einem Kater zum Verwechseln ähnlich sein konnte.

Alte Zeit der kleinen Dinge und der harmlosen Neckereien um sie und um ihre Menschen her — wie weit liegt nun auch du hinter uns! Das meiste von allem ist anders geworden seitdem. Man soll es darum nicht gleich schelten, dieses Neue. Jenun — jede Zeit hat nun mal ihre sonderlichen Eigenheiten. Manches davon macht unnütz viel Lärm. Auch das mag nun und heutzutage mehr und besser in die anders gewordenen Zeiten hinein passen. Die alten hatten es nicht, wenigstens nicht so. Sie hatten dafür im ganzen mehr von dem, was man so Ruhe und auch Behagen heißt. Und das Schönste just davon lag ausgebreitet am alten Strom, vor den alten Giebelhäusern mit den moigen grauen Holzvorbauten, die selb-
ander, mit den Giebeln und mit den „Veranden“, auf die

Warnow zu ihren Füßen schauten, hin zu den Fahrsleuten, die Haben binnen kamen oder, umgekehrt, in See fuhren.

„Schier dreißig Jahre bist du alt“. Und eigentlich hättest du, nämlich was man mit einigem guten Willen die Seele der alten Zeit nennen kann, wohl verdient, mit einem Sprit, einer Kleinigkeit zum wenigsten, in die neue, andere Zeit, hinübergerettet zu werden. *)

*) Einen guten Führer durch Alt-Warnemünde gibt das Warnemünder Heimat-Museum ab, das 1914 durch den „Plattdeutschen Verein für Warnmünne un Umgegend“ eingerichtet ist; es befindet sich im Obergeschoß der Fritz-Reuterschule.

Vom Warnemünder Kurhaus.

Es ist lange her, seit man zum ersten mal davon hörte. Damals war Friede, der tiefe, fast ein wenig gedankenlose Friede jener Jahre, in denen eines Kaiserreiches Streben nach Macht und Sonne sich so auslebte, wie wir Alten es alle tief drinnen in der Erinnerung tragen als ein letztes Gleichen alter verlorner Dinge und Kräfte. Damals also in diesen Jahren, sehr früh schon in diesen Zeiten gingen ernste Reden um vom Kurhaus zu Warnemünde.

Wenn ich daran denke, in welcher Form mir zuerst die Idee begegnete, glaube ich meinen zu dürfen, daß die Sache so war:

Es traten nebeneinander auf zwei Wünsche, der eine gerichtet auf ein großes glanzvolles Kurhaus, wie man es da hinten in Pommern und noch anderswo schon lange hatte, der andere geäußert für das Dasein eines netten Badekommissars. Jawohl, ein netter Badekommissar war dabei bei den Wünschen! Ich erinnere mich sehr gut an ihn. Das heißt daran, wie er anno dazumal in der Fantasie unserer Jugendtage umging. Ein zu netter Mensch!

Ueberhaupt: Wie nett ist das, wenn man an nette Menschen denken kann, nicht? Ja, und außerdem geht doch nichts über die Jugend, nein!

Aber wir waren beim Kurhaus. Bei den ersten Ideen von ihm. In Warnemünde und so.

Damals, natürlich damals stellte man sich sowas ganz anders vor. Ungefähr so wie eine Gralsburg. Oder wie das Schweriner Schloß. Oder noch anders — jedenfalls hehr und herrlich wie der Held, der die Jungfrau befreit aus den Banden einer sagenhaften Geborgenheit. So, daß sie dann beide auf ihr Schloß reiten und alldort noch heute leben, wenn sie nicht zwischendurch gestorben sind.

Eines Tages dann gab es ganz neue — oder doch so ähnlich vorgeführte — Modelle.

Man weiß nicht recht, wie das eigentlich kam. Aber jedennoch: Eines Tages war es da. Von Holland her wohl. Verlage oder wer es sonst sein möchte, hub dort in den Zeiten des Krieges etwa oder kurz davor an, ziemlich, wenn auch nicht ganz neu zu bauen. Es kam dabei auf den Block hinaus. Wie in der Malerei auch, nannte man in der Baukunst das Ding Kubismus. Später erfand man den Begriff der neuen Sachlichkeit für ziemlich, wenn auch nicht ganz dasselbe. Aber da steckte man schon mitten drin in der sozusagen modernen Baukunst; mit ihr hat man es jetzt und vielfach zu tun.

Es ist eigentlich und wahrhaftig recht viel Lärm um sie herum gewesen manchen Tag lang. Warum? das ist auch wieder dunkel. Denn im Kerne ist es immer so gewesen, daß in der Kunst alles vom Können abhängt; wer es so zwingt, wird sich durchsetzen, wenn er Glück hat.

In der also neuen Baukunst ist viel von Statik, Tektonik und noch allerhand ähnlichen Dingen die Rede. Um das annähernd richtig zu verstehen, dazu und zu dem Zwecke kauft man sich dicke Bücher oder leiht sich selbige, setzt sich irgendwo hin, blättert, liest oder schläßt dabei ein, wenn es gut geht. Hernach weiß man dann Bescheid.

*

Im Jahre 1914, am 6. April, bewilligten die Rostocker Bürgervertreter — wie die jetzigen „Stadtverordneten“ damals noch hießen — für den Bau eines Kurhauses in Warnemünde 550 000 Mark. Das Rostocker Hochbauamt hatte einen Entwurf ausgearbeitet, der — nebenbei — in erster Fassung etwas anders beschaffen war, wie es die dann nach vielen Fährlichkeiten ausgeführte Form der Gegenwart ausweist. Mit der Bauaufführung, Fundamentierung usw. wurde am gegenwärtigen Platze sofort begonnen von der Absicht aus damals, den „Betrieb“ im Frühling 1915 im Gange zu haben.

Der Krieg 1914—18 zerstörte mit anderem auch diese ganzen Absichten.

Als er im Juli—August 1914 ausbrach, trat jede friedliche Bauaufgabe vorerst gänzlich in den Hintergrund. Die Grundmauern des Warnemünder Kurhauses blieben, geführt bis zu etwa 2 Meter Höhe und etwas darüber, liegen; an eine Weiterführung vor allem während des Krieges war in keiner Hinsicht zu denken.

Aber auch nach dem Kriegsende ergab die zunächst leidlich verworrene, durch die dann bald beginnende Geldentwertung weiter zu unendlichen Schwierigkeiten geführte allgemeine Lage für recht lange Zeit nichts, was annähernd einer tatsächlichen Weitersführung des Kurhausbaues gleichsehen konnte.

Man dachte damals zuerst an ein selbständiges Weiterleben Warnemündes ohne jede Abhängigkeit von Rostock. Eine recht große Schuldenlast vor allem ließ diese Träume verfliegen. Nicht an letzter Stelle solche Lasten ließen aber auch die „Kurhaus-Ruine“ für die nächste Zeit ungestört weiter da stehen.

Es kam das Spielbankjahr 1920. Mit Genehmigung der Landesregierung wurde in diesem Jahre von den Pfingsttagen bis zum 30. September täglich unter Leitung eines „Spielklubs“ im Saale des „Hotel Stralendorf“ gespielt und zwar von 11—1, 5—7, 9—11 Uhr unter Einsätzen bis zu 3000 (Papier-)Mark. Sehr vornehme Sachen soweit: Baccarat, Bac tournant, Boule, Roulette. Angeblich soll die Landessteuerkasse aus dem Spiel täglich etwa 22 000 Papier-, 1900 richtige Mark herausgezogen haben; die Unternehmer selber hoffentlich sehr viel mehr. Daß ihr Geschäft sich lohnte, mag daraus hervorgehen, daß sie sich erboten, bei der Fortsetzung des Betriebes 1921 das Kurhaus auf ihre Kosten ausbauen, aufzuführen zu lassen; allein man fand die Sache höherenorts dann doch etwas bedenklich; 1921 und später wurde nicht wieder gespielt.

Der Kurhausbau ruhte. 1923 dann führte man nach Plänen des Rostocker Hochbauamts und der Gartenverwaltung den Kurgarten in der bestehenden Form aus. Der Kurhausbau blieb liegen.

Endlich im Jahre 1927 im Frühling ging man daran, auf Kosten nun wieder der Rostocker Verwaltung unter der Leitung des Rostocker Hochbauamts den Kurhausbau endgültig fertig zu stellen. Die damals aufgenommenen Arbeiten sind bis zum Frühling 1928 der Vollendung zugeführt worden; was sie brachten, ergeben die Abbildungen und die Wirklichkeit gemeinsam.

Indem darauf verwiesen wird, sei hier auf eine nähere Würdigung verzichtet. Nur soviel allgemein auch hierzu:

Es ist Warnemünde versagt geblieben, in neuerer Zeit ein eigenes „Baugesicht“ — wenn man den leidlich klaren Grundgedanken dabei so bezeichnen will — zu erhalten. Das

eigenartig-fesselnde Bild, das der alte Strom bot und bietet, ist in der neuen Zeit nicht irgendwo wiederholt, abgewandelt worden; ein buntes, oft nicht nur buntes, Durcheinander von Stilen ließ es nie und nirgends zu irgendwelcher Einheitlichkeit kommen. Warnemünde hat keinen neueren Bau aufzuweisen, der aus seiner besonderen Landschaft und Vergangenheit organisch entstanden zu denken wäre. Das Kurhaus hat in solcher Richtung keine Ausnahme gebracht; es könnte an jedem anderen Platze mit derselben inneren Berechtigung stehen, die es für diese seine Ecke mitbringen mag. Es mag möglich sein, diese „Internationalität“ als Vorzug oder zum mindesten als die gegebene Verkörperung des Gedankens: Badeort der Gegenwart zu empfinden. „Warnmünnerisch“ ist es nicht. Aber man wird sich daran gewöhnen, genau so, wie man sich hier an so manches sonst auch gewöhnte. Und das wird das Beste sein, was nun noch zu tun bleibt.

Von der Schiffahrt und vom Fährverkehr.

Wenn man sich von der Ostseeküste aus mit Land Mecklenburg beschäftigt, daran denkt, wie doch nicht nur in der Hansezeit, sondern auch in manchen anderen Tagen See und Seefahrt immerhin allerlei bedeutet haben für dieses Gebiet, dann kann man zuweilen sehr erstaunt sein über die ziemlich vollkommene Lässigkeit, die zutage tritt zwischen der Geschichtsschreibung und eben diesem besonderen Leben zur See.

Es ist der Glaube gerechtfertigt, daß im besonderen die beiden Hansestädte Rostock und Wismar im Verhältnis große Bedeutung hatten im hanischen Bezirk. Es ist mit der Tatsache zu rechnen, daß der Ausbau dieser Städte recht sehr begünstigt wurde dadurch, daß sie diese hanische Bedeutung hatten. Und es ist endlich ohne besondere Müherwaltung zugegeben, daß die Kraft der Hanse ruhte auf ihrer Seegewalt. Aber es gibt, nur allein vorerst auf diese Hansezeit verstandene, nichts, keine Schrift, keinen Versuch auch nur der Art, geeignet, den Umsang und die innere Gestaltung der mecklenburgischen Schiffahrt genau zu erfassen, — ein Mangel, der leider nicht nur für hanische Zeiten zu empfinden ist.

Denn man gehe nur eben sechzig, siebzig Jahre, um das Lebensalter also etwa eines großen Teiles der Menschheit zurück: dasselbe Bild! Man weiß dunkel von „blühender Segelschiffahrt“ in Rostock, in Wismar, in dem Fischland-Gebiet auch noch zu berichten. Einzelheiten, Statistisches nur über das Neuherlichste, die Zahl der Schiffe an den genannten Orten, den Wert der durch sie geführten Ein- und Ausfuhr . . . man weiß es nicht! Es gibt höchstens einige, zum Teil auch noch sehr oberflächliche Schilderungen allgemein kulturgegeschichtlichen Inhalts, ein paar sehr zufällige Brocken, die näher mit dem Thema Schiffahrt zusammengebracht werden können, obendrein auch noch sehr verstreut „logieren“ — darüber hinaus Stille im Lande. Eine Stille, die zwar wirklich nicht so gründlich zu sein brauchte, wie sie zu haben ist, die aber doch auch

nicht „auf der Stelle“ sich beseitigen lässt. Eine Macht also, mit der zu rechnen ist auch hier in unserem Bereich.

*

Die ältesten Nachrichten über Schiffahrt an unserer Küste gehen nicht über die Wendenzzeit hinaus, sind auch dafür nur sehr dürftig, fast nur mittelbar über Dänemark zu erfassen. Und zwar in dem Sinne, daß die dänischen Herrscher unangenehm empfanden Raubzüge wendischer Schiffer zur dänischen Küste hin — ob mit Recht oder „als Grund, der gesucht ward“, läßt sich nicht entscheiden.

Die westdeutsche Neubesiedlung der Küste dann führte ziemlich an erster Stelle Bisterzienser nach Althof-Doberan; in Verbindung mit eigentlichen Siedlern des Küstengebiets haben auch sie die Schiffahrt, mehr wohl noch die Fischerei gepflegt; in welchem Maße, darüber schlen nähere Einzelheiten.

Die Verbindung zwischen Fischerei und Schiffahrt, die als ursprünglich vorhanden anzusehen sein wird, sie gilt auch, in verstärktem Maße, für die Hansezeit. Es kommt hinzu der Kaufmann, der geistig und finanziell überragende Unternehmer, der die Führung gewinnt, die Hanse erst recht eigentlich möglich macht. Als der bestimmende Hanseat, der durch die Stadtvertretungen, den „königlichen Kaufmann“ die Verhandlungen führen läßt, die dem deutschen Handel und in seinem Dienste unserer Schiffahrt wie unserer Fischerei den „Hinterhalt“, die geschlossene Vertretung sicherten, die kein Reich und kein Kaiser sonst in jenen Tagen den Bewohnern der norddeutschen Küstenländer zu geben vermochten.

Hier nun sezen die besonderen Unklarheiten ein, die für unsere Hansestädte geschichtlich zu gelten haben. Dr. Friedrich Techen, der Archivar der Stadt Wismar, hat sie einmal ganz klar und unmöglich verständlich herausgestellt, indem er sagte *): „Ganz im Unklaren sind wir über den Umfang von Handel und Schiffahrt“. In der Tat kann die Unsicherheit, in der wir uns über das Notwendigste befinden, nicht wohl noch gesteigert werden, — nicht für Wismar, nicht auch für Rostock und das, was sonst noch galt.

Techen hat in der Folge für Wismar noch einige dürftige Einzelheiten hanassischer Art herausgegriffen. Sie bestehen darin,

*) Vgl. Techen, Wismar im Mittelalter. Leipzig 1910 bei Duncker u. Humblot.

daz in Wismar eine Seglerkompagnie zuhause war, und daß auch die Stadt als solche über einige Roggen und Snicken verfügte. Weiter . . . waren namentlich dem Kornhandel Schranken gezogen, innerhalb deren freilich für gewöhnlich die Möglichkeit blieb, Korn oder auch Mehl nach Norwegen, Flandern, England zu verschiffen. Von eigenen Produkten kamen das Bier in Betracht und Laken, die besonders nach Livland abgesetzt wurden. Herangeholt wurden vom Wismarschen Kaufmann von Brügge die Flandrischen Tuche, von Bergen der Stockfisch, von Schonen, wo die Wismarschen ihre Fische zu Skanör hatten, und von Drakör der von ihm dort gesalzene Hering. Dies alles nicht nur, um den Bedarf der Stadt zu decken, sondern um auch weiterhin durch Vertrieb in das innere Deutschland oder nach dem Osten und Norden Gewinn zu erzielen.

Über Schiffe und Reederei stehen nur wenige Angaben zu Gebote. Außer bei den kleinsten Schiffen wird schon damals der Schiffer niemals Eigentümer des ganzen gewesen sein. Hatte er überhaupt keinen Teil daran, so sprach man von einem gemachten. („Settschipper“ heißt es in Rostock. D. V.) Sozial stand der Schiffer dem Kaufmann nahe und ward nicht gleich den Handwerkern aus der Papagojengesellschaft ausgeschlossen. Es bestanden in Wismar Gesellschaften der Schonenschräger, Drakörschräger und Bergenschräger. An der Spitze der deutschen Kompagnie zu Kopenhagen werden 1382 die von Wismar genannt“.

Rostock hatte ursprünglich vier „Gelags“ aufzuweisen: Bergenschräger, Rigaschräger, Schonenschräger, Wykschräger. Wann Riga- und Wykschräger aufgetaucht und auch wann sie verschwunden sind, weiß man nicht; Bergen- und Schonenschräger hingegen haben sich 1566 vereinigt zu der Schiffsgesellschaft, die noch besteht, in den Kreisen der alten Schiffer und Fischer hier und da wohl noch als das Schonenschrägergelag, das es dem Namen nach ja nun lange nicht mehr ist.

Die Hansen von Rostock hatten durch Jahrzehnte hin eine bevorzugte Stellung in Oslo und auch in Tönberg. Dem Anschein nach haben die Rostocker als Sachverständige für Heringe allerlei bedeutet; die wendischen Städte erkannten zum wenigsten im 15. Jahrhundert Rostocker Heringstonnen als Norm für den Heringsband an, ebenso wie die von Wismar für ihre Biertonnen — die Brauerei hatte hier eine über diejenige

von Rostock erheblich hinausgehende Bedeutung — im flandrischen Seifenhandel ein Gleiches erreichten.

Wenn hinzugenommen wird, daß beide Städte auch als Baiensfahrer, als Einführkräfte für das südlich der Loire-Mündung im Mittelalter in Mengen gewonnene Seesalz allerlei bedeutet haben, wird das rein volkswirtschaftliche Greifbare für die hanseatische Zeit in Kürze so ziemlich berücksichtigt sein. Vornehmlich die Holländer haben gegen das Ende der hanseatischen Zeit hin, im Kerne schon jenseits der Mitte des 15. Jahrhunderts, den wirtschaftlichen Seeverkehr der wendischen Städte an sich gebracht. Einer geringen Erholung der also geschädigten, hier der mecklenburgischen Hansestädte, ihrer Schiffahrt durch zeitweise bedeutende Rornausfuhr nach Spanien zum Ende des 16., dem Anfang des 17. Jahrhunderts hin hat der Dreißigjährige Krieg ein Ende gemacht; und auch nach ihm ist eine Besserung sehr schwer möglich gewesen infolge des Schwedenzolls — eine Maßregel, die für Wismar Ergänzung fand in der langen schwedischen Besatzung für diese Stadt.

*

Erst eine gute Weile nach der Franzosenzeit nimmt sich die mecklenburgische Schiffahrt merklich wieder auf. Es kommt zu ihr die Hoch-Zeit, kann man sagen, der neueren Segelschiffahrt, die die Wismarschen infolge der schwedischen Nachwirkungen und auch aus noch anderen Gründen nur mäßig am eigenen Leibe erfuhren, die aber den Rostockern und an ihrer Seite den Schiffern vom Fischland vielfach Gewinn beschied.

Diese neue Segler-Glanzzeit ist kurz gewesen. Ihr Beginn wird etwa zu rechnen sein vom Jahre 1850 an, zu welcher Zeit die bis dahin der Einführ hinderliche sogenannte englische Navigationsakte aufgehoben ward, — von 1850 bis 1870, wenn auch wohl das vorhergehende Jahrzehnt sowohl wie das nachfolgende noch erheblich mitzählen werden oder mitgerechnet werden.

Was die Anzahl der Segelschiffe angeht, so werden z. B. 1857 für Rostock 460 angegeben, für das Fischland 1862 132 — mit dem Bemerk, daß zu dieser Zeit schon eine beträchtliche Abnahme für die Wustrower und ihre Genossen eingetreten war.

Von besonderem Interesse ist (ob noch oder nur für diese Zeit, läßt sich nicht sagen) die „Verfassung“ des Schifffahrtswesens im 19. Jahrhundert.

Es ist recht eigentlich die „Partenzeit“. Sowohl auf Fischland als auch in Rostock hat sich das Verfahren bis zur denkbaren Vollkommenheit ausgebildet, den Bau von Schiffen gewissermaßen zu binden an die erfolgreiche Begebung von Anteilen durch den Schiffer oder den „Korrespondenten“, wie anno dazumal der Reederei vielfach heißt. Diese Anteil-Wirtschaft hatte über den engeren Bekannten- und Interessenkreis hinaus weit ins Land hinein Bedeutung erlangt. Die Landwirte, Barone und Bauern, wenn man sie kurz zusammenfaßt will, kamen und brachten ihr Geld mit Vorliebe in Segelschiffsbauten unter. Denn das Bankwesen war wenig oder auch nicht ausgebildet, wohingegen das „arbeitende“ Geld in Segelschiffen durchweg etwa 20 Prozent Dividende brachte.

Dann aber ging, in den achtziger, neunziger Jahren (für das Fischland wurden 1884 noch 89 Segler gezählt) die Zeit der Segelschiffahrt endgültig zu Ende; die Dampfer traten an ihre Stelle. Die unverhältnismäßig höheren Mittel, die für ihre Beschaffung nötig waren, brachten für das Fischland überhaupt den Untergang der eignen Schifffahrt; die Städte Wismar und Rostock, besonders Rostock, haben sich einen gewissen Stamm erhalten, für dessen Ersatz seit dem Jahre 1870 die Neptunwerft in Rostock bemüht ist. Während vordem die älteren Rostocker Werften Burchard u. Bohn, Ludewig, Möller, Ramm, Rickmann, Schönemann, Zeltz, der Wustrower Hinzmann die schöne, ferne Zeit vergangner Seglerherrlichkeit durch Neubauten zu erhalten suchten.

*

Im Jahre 1834 nimmt von Rostock aus ein in England gebauter Dampfer, „Rostock-Paket“ genannt, regelmäßige Dampferfahrten vorerst zwischen der Stadt und ihrem Hafenort Warnemünde auf. Er unternahm in der Folge auch Fahrten nach Travemünde, Kopenhagen und noch anderen Küstenorten; es wird also möglich sein, mindestens die Idee der regelmäßigen Verbindung zwischen Deutschland und Dänemark von seinem Dasein abzuleiten. Davon und etwa noch von der schwedischen Dampferverbindung, die, beginnend 1842, durch die Dampfschiffe „Gauthiod“ und „Svithiod“ eine Reihe

von Jahren zwischen Stockholm, Ystad, Kalmar, Warnemünde, Lübeck, und zurück, bestanden hat.

Die eigentliche deutsch-dänische Schiffsverbindung in der Form des fahrplanmäßigen Dampferverkehrs begann jedoch erst im Jahre 1873, zu welcher Zeit eine Rostocker Aktiengesellschaft durch den Dampfer „Rostock“, Kapitän Zenzig, Fahrten zwischen Rostock und Nyköbing auf Falster aufnehmen ließ. Diese Fahrten, die für einige Jahre Ergänzung fanden durch Güterverkehr auf den Rostocker Dampfern „Dr. Friedrich Witten“, „Direktor Arthur Barz“ und „Bürgermeister Maßmann“, haben bis zum Jahre 1886 stattgefunden, sind dann abgelöst worden durch den Dampferverkehr, den der „Deutsch-Nordische Lloyd, Eisenbahn- und Dampfschiffs-Gesellschaft zu Rostock“ vom 26. Juni 1886 zwischen Warnemünde und nunmehr Gjedser zur Ausführung brachte. In Verbindung mit der Eröffnung der Bahnstrecke Warnemünde—Neustrelitz, die die gleiche Gesellschaft ausführte. Und unter Indienststellung der Postdampfer „Kaiser Wilhelm“, „König Christian“, „Großherzog Friedrich Franz“ für den deutsch-dänischen Verkehr, für den in umgekehrter Richtung von einer dänischen Schiffsgeellschaft noch der Dampfer „Freya“, später „Edda“, Verwendung fand.

Es ist schon im Jahre 1886 sehr eingehend davon die Rede gewesen, an die Stelle des Dampferverkehrs zwischen Mecklenburg und Falster die Fährenverbindung zu setzen. Man kam jedoch auch um deswillen noch nicht zur Klarheit über solche Fragen, weil in Dänemark das Verständnis für die Zweckmäßigkeit einer Anlage solcher Art noch sehr in den Anfängen verharrte.

Dänemark wird an sich als das Land der Fähren gelten können. Das war schon vor vierzig Jahren so. Den Anfang hatte man 1872 gemacht mit der Fähre über den kleinen Belt. 1883 war die Fährverbindung im großen Belt hinzugereten, ein Jahr später diejenige über einen Teil des Masnedsundes im Zuge der späteren Eisenbahlinien Gjedser—Kopenhagen. Als zu diesen Fährenbetrieben im Jahrzehnt danach, 1886—96, noch diejenigen zwischen Helsingör und Helsingborg (eröffnet 1892) und zwischen Kopenhagen und Malmö (1896) sich gesellt hatten, — als diese Einrichtungen sich bewährten: Da ließ sich wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß man in Dänemark der zweckmäßigsten, weil nächsten „Zuwegung“ nach Deutschland hin (Strecke Gjedser—Warnemünde 42 Kilo-

meter) sich geneigt zeigen würde. Aber in Wirklichkeit hat es lange gedauert, bis eine Überzeugung solcher Art sich durchringen konnte. Nicht nur in Dänemark, sondern auch im außermecklenburgischen Deutschland jener Zeit.

Man muß sich in die Zeiten der früheren deutschen Eisenbahn-Verwaltungen zurückversetzen. Vor allem stand Preußen anfänglich allein; Mecklenburgs Bahnhofswesen war der Verwaltung nach sehr lange in ziemlich unzweckmäßiger Weise zwischen dem Staat und etwa einem halben Dutzend kleinerer Gesellschaften oder Unternehmern (Bachstein, Lenz usw.) geteilt. Erst im Jahre 1894 kam man zu einer gewissen Einheitlichkeit unter staatlicher Verwaltung zum wenigsten für den Schweriner Landesteil. Es ist hiernach sicherlich ein Verdienst der mecklenburgischen Eisenbahn-Verwaltung unter Generaldirektor Ehlers und Geheimrat Piernay, unbeirrt durch alles von außen sowohl als auch die nicht eben einfachen inneren Verhältnisse, den alten Landtag und die Rostocker Rechte am einstweilen für Fähren ungeeigneten Hafen, das Ziel bis zum Erreichen energisch verfolgt zu haben: Die Fährenverbindung Warnemünde—Gjedser.

Einstweilen stand im Jahrzehnt 1886—96 und kurz danach solchen Plänen noch sehr viel entgegen. Preußen verbesserte nicht nur die Dampfer-Verbindung Kiel—Korsör, sondern schuf, auf der anderen Seite, 1897 die neue deutsch-nordische Dampferlinie Sacknitz—Trelleborg hinzu. Und in Dänemark wurde allerlei getan, um einer Verbindung über Fehmarn nach Lübeck oder auch Hamburg den Vorzug zu geben.

Unabhängig von allem ist von mecklenburgischer Seite der Fähren-Ausbau auch der dänischen Regierung gegenüber nachdrücklich vertreten worden. Am 7. Dezember 1898 hat der mecklenburgische Landtag 5 118 500 Mark für den Plan bewilligt, nachdem die Stadt Rostock von sich aus 550 000 Mark dafür als Beihilfe bereitgestellt hatte. Mit einem Landeszuschuß von 850 000 Mark sind danach die nötigen Arbeiten im September 1900 begonnen, in drei Jahren zu Ende geführt worden. Während auf der dänischen Seite die Bewilligung von 13 Millionen Kronen und weiterhin der Beginn der Arbeiten im Frühling 1900 vor sich gegangen sind.

Die eigentlichen Hafenbauarbeiten für die Zwecke der neuen Anlage mußten sich auf der mecklenburgischen Seite weitaus schwieriger gestalten als in Gjedser, wo der ausführende Bau-

meister nach der See zu für eine solche Anlage verhältnismäßig günstige Voraussetzungen fand.

Warnemünde hatte seinen alten Strom. Die ältere Bahnhofsanlage sah den Halt vor diesem Flusslauf als gegeben an. An eine Ausnutzung dieses Stromes über die Fährzwecke war nicht, in jedem Falle nicht ohne sehr gründliche Aenderungen zu denken. Ein Vorschlag der Eisenbahn-Verwaltung, diesen alten Strom für die Schifffahrt durch eine Drehbrücke zu retten, konnte nicht als vorzugsweise zweckmäßig erachtet werden; der Eisenbahn-Verkehr würde, so schloß der Erbauer der Warnemünder Hafen- und Bahnhofs-Anlagen, Hafenbau-direktor Kerner-Rostock, den Schiffsverkehr zu sehr behindern. So mußte der alte Strom „geopfert“ werden, der neue Strom mit der Fährbetten-Anlage zwischen beiden, den alten und den neuen Flussläufen kommen.

Die Fährschiff-Verbindung Warnemünde—Gjedser ist am 1. Oktober 1903 durch eine Fahrt des älteren Fährschiffs „Großherzog Friedrich Franz IV.“ bei Teilnahme König Christian IX. und Großherzog Friedrich Franz IV. eröffnet worden. Für den Verkehr wurden eingestellt die genannte Fähre und die weitere mecklenburgische „Mecklenburg“, ferner die dänischen Fährschiffe „Prins Christian“ und „Prinzessin Alexandrine“; gebaut waren „Prins Christian“ von der Dampfschiffs- und Maschinenbau-Gesellschaft A.-G. in Helsingør, alle anderen Fährschiffe von der Schichau-Werft in Elbing.

Die Entwicklung des Fährbetriebes auf der Strecke Warnemünde—Gjedser hat denen Recht und Erfolg gegeben, die sich dafür eingesetzt haben. In abgerundeten Zahlen ausgedrückt hat sich seit 1903 der Personenverkehr mehr als verdreifacht, und beim Güterverkehr liegt es ähnlich. Bei Verwendung genauer Zahlen stellt sich das Verhältnis wie folgt:

Es wurden befördert durch die alten Postdampfschiffe 1886—87 13 500 Personen, 1902—03 50 000. Die Fährschiffe brachten es im ersten Betriebsjahr auf 75 000, 1913—14 137 000, 1926 137 844. Im Güterverkehr kamen die Fährschiffe in ihrem ersten Betriebsjahr auf rund 80 000 Tonnen (gegen 4000 durch die Schiffe), welche Ziffer sich in den zehn Jahren bis zum Kriege auf 234 000 erhöhte. Nach dem Kriege trat, ebenso wie im Personenverkehr, zunächst eine begrenzt rückläufige Entwicklung hervor, die jedoch inzwischen ganz überwunden werden konnte, durch weiteres Steigen ersetzt ist. Im einzelnen hält sich der Personenverkehr nach und von Dänemark un-

gefähr die Wage; im Güterverkehr übersteigt die Ausfuhr doppelt die Einfuhr. Es werden täglich etwa ein Dutzend Fahrten ausgeführt — in der Mehrzahl für den Güterverkehr.

Für den Fährenverkehr sind zwei neue Ersatzbauten eingestellt: für den „Prins Christian“ 1922 das wiederum in Helsingör erbaute Fährschiff „Danmark“, für „Großherzog Friedrich Franz IV.“ 1926 das von der Schichau Werft gestellte Fährschiff „Schwerin“, der „Schwan der Ostsee“, wie man den neuen Vertreter des deutschen Reiches auf dieser Bahn auch wohl um seiner weißen Farbe willen genannt hat. Die Leitung des Verkehrs ist seit 1919 Sache der Reichsbahn-Verwaltung, Direktion Schwerin, auf dänischer Seite weiter der dänischen Staatsbahn-Verwaltung in Kopenhagen.

*

Der Schiffsverkehr im Lande ist in der Hauptsache an die Unterwarnow gebunden. Vom eigentlichen Seedampfer-Verkehr abgesehen, hielt sich dort bis zum Kriege in aufsteigender Entwicklung der Dampferbetrieb Rostock—Warnemünde, vereinzelt bis Brünshaupten—Arendsee oder Graal-Müritz. Krieg und Inflation brachten schwere Verluste. Seitdem ist ein langsames Aufwärts zu beobachten, das die alte Höhe wohl mindestens zu wahren vermag. Wobei freilich zuzugeben ist, daß die allgemeinen Verhältnisse ungünstiger geworden sind.

Im Laufe des großen Krieges hatte es den Anschein, daß die Seeschiffahrt in der Luftschiffahrt eine bedeutsame Konkurrenz finden würde. Das ist ja in der damals vorausgesetzten (militärischen) Form nicht eingetreten. Immerhin ist die durch den „Frieden“ von Versailles 1919 mannißig behinderte deutsche Luftschiffahrt in einem Werden begriffen, dessen Zukunft sich nicht wohl abschätzen läßt.

Hierbei hatte und hat in Mecklenburg Warnemünde die Führung übernommen.

Der Flugplatz Warnemünde ist 1913 durch die Reichsmarine-Verwaltung im Anschluß an einen damals vor dem Heiligendamm abgehaltenen Wasserflugzeug-Wettbewerb eingerichtet worden. Er wurde in den Kriegsjahren für die Zwecke der Zeppelin-Luftschiffe sehr erweitert durch Bauanlagen; 1917—18 kam eine besondere Neben-Anlage der Luftschiff-Werft Friedrichshafen jenseits der Warnow in der Gegend von Schmarl hinzu.

Den Entwicklungs-Möglichkeiten solcher Art hat der Ausgang des Krieges ein Ende bereitet. Da aber die „Ententeriche“ — vielleicht ist zu sagen: wunderbarerweise — nicht alles vernichten ließen, was hier entstanden war, kam es schon im März 1919 zu „Passagierflügen“ Warnemünde-Berlin, eine Einrichtung, die später durch Luftpost-Einführung und auch sonst ergänzt worden ist.

Einst, auch das ist nun wieder lange her, hieß es: Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser. Zwischendurch kann die Weisheit gelautet haben: Die Zukunft gehört der Luft. Möglich, daß beide Glaubenssätze schwankend wurden. Möglich auch, daß es nicht zum Unzweckmäßigen gehört, ruhig die Erde als auch weiterhin annehmbare Grundlage recht vieler Lebensbetätigungen anzusehen, sich aber daneben die Freude oder das Genügen an den Wundern in Lust und Sonne, am Meere wie am Lande nicht nehmen zu lassen. Wer weiß, möglicherweise kommt man so am besten zurecht.

Von Fischers, Schippers un noch wat anners.

Wat wi Warmünnher sünd wi hewwt jo woll blot ümmer Jöllen hatt; van wat anners wolt jo de Rostocker för uns nignich weiten.

Uns Jöllen stammt sick in ehr Ort woll al van de oln Wikinger af, sünd soans van öftlingsher mit Spizzgatt buhgt worden. 't gew al vördissen Bull-, Dreivittel- und Halwjöllen. 'ne Bulljöll wir in ol Tiden sowat tweiuntwintig föt lang, harr virtein Spanten, acht Planken, söß Bänken. De vöddelst un de drürr Ducht harrn in 'e Mirr Mastlöcker; wi führten ümmerher mit Spritsjägel un Klüwer. Bught wörn de Jöllen meist in Grotten Klein; Plessentin hett vördissen väl dorvan trechtimert.

Nu kortens hewwt sei jo dor ok allerand Nitidingen makt. Van 1890 af Nummers an de Sägel un van 1917 af gor 'n „Wa“ dorbi. Wi führt aewer upstunns ok al väl mit so'n Oestucker, wo sei Motor to seggen.

In ol Tiden sünd wi mit de Jöllen aewerall in de Ostsee rümstuft. Ok up Skanör harrt wi tonegst de Rostockschen 'ne eigen Fitt, wat jo upstunns 'n Hannelsplatz näumt ward. Un bi Falsterbo un Skagen hem uns ok sowat Aehnlichs bi. Un nich blot utlannsch, ne, ob binn'n snackten wi soans 'n Wurd mit, harrn bi Brunshöwten zwei Boden und fischten bi Travmünner'n un Prerow un wän weit, wo noch all. Uemmer so as richdig Warmünners, de van sick seggen: „Fischers sünd Blümpers. Wenn s' nig fangen, sünd s' arm Stümpers“.

Süß wiren vördissen in ol Tiden Koggen, Snicken un Schuten dor. Dei gröttsten wiren dei Koggen, wat de Dän un de Engelsmann wiren, de bughten de Koggen ball utverschaamt grot — för virhunnert Mann un noch mihr. Van so'n Baaswarks wol't uns' oln Hanslüd lang'n Tid nignich weiten.

In de nigen Tiden, as dunn de Rostockschen so basig mit
de Sägelschäpen togang' wieren, dunnso harrn sei Barken,
Briggen un Yachten — enselwif' upstellt: Schunerbark, Drei-
masters ahn Raasägel, Barken mit Raasägels an Fock- un
Grotmast, Bullbarken ok mit Besansägel; Schonerbriggen,
Tweimasters mit Raasägels an'n Fockmast, Schoners, Twei-
masters ahn Raasägel; Yachten, Einmasters ahn Raasägel —
meist blot för de Warnow hen un her.

Up son Schäpen gew un giwot dat meist irst mal den
Räppen, denn den Stürmann, Timmermann, Rock, Jungmann,
Kajütswächter, Rocksmaat, drei, vir, Maddrosen sowat; bi de
lütten Setters ok weniger, bi de ganz groten mihr.

Fohrt wör vördissen sowat van Ostern bät Micheli. Up
Micheli ut stünn'n an'n Strann'n de Tidingsbringers un keken
ut. Kregen sei 'n Rostockschen Schäp upn Kiker, dennso fust
ein van ehr af nah Rostock hentau, Bischeid to gäben.

Bi Wintertid wören meist Netten knütt't för Stellnetten,
Waden, Reusen. Den Hemp dortau bröchten de Seeluud meist
ut Riga mit. Ok de Klashahnenjagd — Aantenjagd upt Is —
wör vör dull bidräben.

Dat wir sowat, dornah wören to Tiden wi Warmünners
gor näumt; as Klashahns sünd wi lang' bigäng wäst. Ob
Unkel Braesig sinen Klashahnenu'r't dornah döfft hett, kann
ick nich mal för gewiß seggen, bün dat aewer meist biglöwt.

Oekelnams gew dat aewerhaupt sowäl vördissen, dor wir
rein dat En'n van weg; 't gew ball keinen Minichen nich, de
nich son Ding un dormit soans 'n lütten bian harr.

Am besten kemen ok dorbi de Rostockschen weg. Wenn
sick dor in oln Tiden ein van seihn let in Warmünn'n, denn-
so heit't dat buhweg: Smit 'n Düwel in 'n Strom! Lat 'n
driben — is 'n Rostocker!

Man, al hewot wi ehr doch woll nicht versöpt krägen.
Un dat is ok man good so; denn nich to'n lechten gel't an
de Waterkant: Läben un läben laten! Un dorbi magt bliben.

De Warnminners.

Ich holl se all fär gode Lied',
Häwo nicks mit se to deelen,
Denn wenn ick de vertiern un bried,
So laten sie 't mi fehlen.

Dat gahn enn god, Jahr ut, Jahr in,
Dat will ick jeden winschen
De Diwel hal den Weddersinn
Un wiek van alle Minschen.

De Schippsjung singt:

Behanne Reis', Schipper Hartwig!
Meister Zielck sin Fohrtüig
Hett vörmals 'ne Reis' gedahn
Ahn 'n Mast un ahn 'ne Fahn,
Ahn 'n Sägel, ahn 'n Stür
Mirren mang dörch Slick un Slir,
Ganz un gor för sich allein
Hett' de Düwel fohren sehn —
hurrah!

Hal mi den Salhund.

Hal mi den Salhund, den Salhund to Lann'!
He hett uns' Fisch upfräten,
He hett uns' Nett toräten,
He hett uns' Schaden dan.
Wi will 'n em dodslan!
Hal mi den Salhund, den Salhund to Lann'!

Vom Angeln.

Ein Hauptvergnügen der Badegäste in Warnemünde — es soll an anderen Orten nicht viel anders sein —, ist das Angeln. Mit Wut und Ausdauer gehen sie auf der Mole diesem Sport nach. Einmal habe ich 56 Ruten auf dem Sandhaken, dem äußersten Molende, gezählt. Und zu jeder Rute gehört ein Angler. Wenn aber der inzwischen verstorbene Swift die Angel so definiert: Eine Angel ist eine Rute, an deren einem Ende ein Wurm, am andern Ende ein Narr sitzt, so stimmt das nicht immer ganz. Denn seit hier in Warnemünde sich die Makrele angesunden hat, geht so leicht kein Angler ohne Beute nach Hause. Vor zehn Jahren kam die Makrele nicht an unsere Küste, dafür aber noch der Barsch. Der aber läßt sich jetzt nicht mehr sehen.

Die Angelfischerei ist eine Beschäftigung für Liebhaber geworden. Der berufsmäßige Fischer übt diesen Zweig des Fischfangs kaum mehr aus, seit der Entwicklung zum modernen Seefischereibetrieb mit Motorbooten und Schleppnetzen ist die Angelfischerei arg verkümmert.

Noch vor einem Menschenalter wurde die Angelei hier berufsmäßig betrieben. Die dazu nötigen Gerätschaften fertigte sich der Angelfischer selber und offenbarte darin oft große Geschicklichkeit, einen Posten Erfindungsgabe und einen gewissen Formensinn und Hang zum Schmücken. Solche Angelgeräte mögen sich noch hier und da in den Häusern finden, auf den Böden; auch das Heimatmuseum in Warnemünde hat einige Stücke aufbewahrt.

Zum Suchen der Maden, der Maddings, gebrauchte man die Laterne, jetzt sucht sie der Badegast mit einer Taschenlaternen. In großen Massen braucht man die Regenwürmer. Die meist sandige Umgebung des Ortes lieferte keine, man mußte sie auf den Brachfeldern der umliegenden Bauernhöfe suchen. Frauen und Kinder wanderten zu Dutzenden hinaus, die brennende Laternen in der Hand. Das mag ein

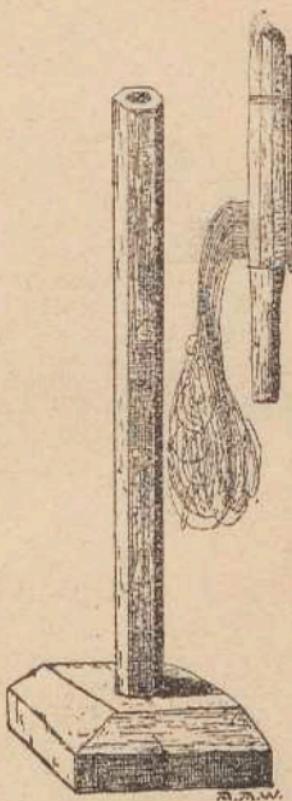
wunderlicher Anblick gewesen sein, die wandernden Leuchten auf der nachtschwarzen Dorffeldmark. Es mag schon stimmen, wenn mir ein Alter vom Dorfe erzählt, daß in seiner Jugend die kleinen Kinder damit zum Artigsein beim Einschlafen erzogen wurden. Die Erziehung hat wunderliche Hilfen, die



De Angelklaue



De Angelhakenböger



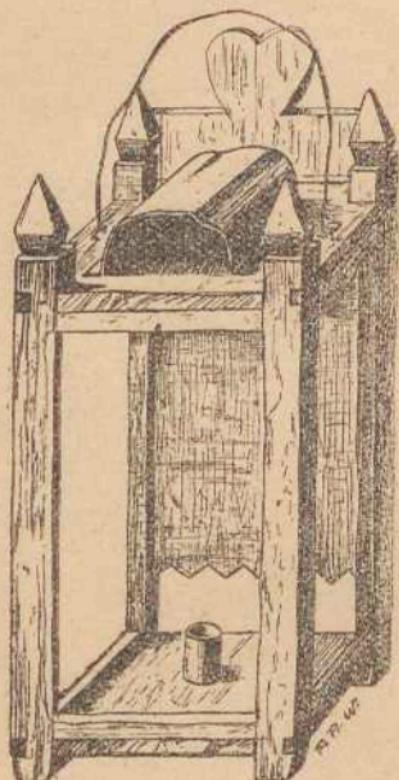
De Angelköden

Watermann, Blagmanteljch und andere unholde Wassergeister und in Diedrichshagen die unholden Lichter auf dunklem Feld.

In jedem Warnemünder Fischerhause gab es also eine Vaterne oder auch mehrere. Zur „Friepredigt“, dem Morgen-gottesdienst an hohen Feiertagen, leuchtete sie dem Kirchgänger. Alle Laternen waren wohl in Heimarbeit hergestellt. Wenn es im nahen Rostock auch schon seit alten Zeiten „Lüchte-water“ gab, der Warnemünder ging nicht gern zu ihnen. Wie er denn auch gern alle Handwerker und Kaufleute zu Rostock vermied. Das Verhältnis zu Rostock — na, die Kundigen

wissen Bescheid. Da machte man sich eben, so weit es ging, seine Sachen selber. So gereichte eine etwas unwürdige Behandlung von Seiten der städtischen Oberherrschaft noch zu einem Vorteil: es entwickelte sich im Laufe der Jahre eine nicht zu verachtende Geschicklichkeit in allerlei Holz- und Eisenarbeit. Auch die Laternen zeugt von diesem Vorzug. Neben grösster Zweckmäßigkeit lässt sie auch von Erfolg gekrönter Bemühung um Formenschönheit erkennen.

Wenn diese auch für die dicken Regenwürmer nicht gerade nötig war — für den Kirchgang, wo der große Christoffer vom Leuchtlicht getroffen wurde, war schon ein bisschen Schönheit angebracht.



Die Lücht

Wenn dann die Angeln mit Köder versehen und zum Fangplatz gebracht werden sollten, konnte es zu allerlei Schwierigkeiten kommen. Wer das ermessen will, stelle sich vor, daß die Zahl der Angeln oft über hundert stieg. Hundert Schnüre mit hundert dazu gehörigen Haken können ein heilloses Durcheinander geben und manchen kräftigen Fischerfluch auslösen.

Da half die „Angelklaw“, die Angelgabel. Der Name des klugen Mannes, der sie erfunden hat, ist vergessen. Wechselseitig, einmal nach links, dann nach rechts legte man die Angelhaken zwischen die Wangen der Gabel und nahm so den widerspenstigen Haken die Möglichkeit, hervorragend an der Bildung gordischer Knoten teilzunehmen. Die Schnüre vertrugen sich dann schon eher. Eine Hausmarke auf dem Griff der Gabel bezeichnete den Eigentümer.

Ueber den Erfinder der Angelklaw ging dann noch ein, wenn nicht Klügerer, so doch Bequemerer. Er mochte sicher

das Bücken nicht und schuf sich den Angelwocken. Dann konnte er still auf seinem Hücker sitzen bleiben, die Angelgabel stand aufrecht mit dem dünneren Ende im Wocken. So war auch die andere Hand, die sonst die Gabel halten musste, zum Beschicken der Angel frei.

Die Haken wurden nach dem Fang stets wieder verwendet. Sie waren aus ziemlich weichem Metall gearbeitet und streckten sich beim Herausziehen aus dem Schlund des Dorsches meist gerade. Mit Hilfe der Zange konnte dann die ursprüngliche Form leicht wieder hergestellt werden. Derbe Fischerfäuste machten es auch wohl ohne Zange. Aber schneller und müheloser ging es mit dem Angelhakenlieger. Der ihn erdachte, klopfte Stifte in den Querschnitt eines ungefähr 3 Zentimeter dicken runden Holzes und ließ für den Widerhaken eine Lücke frei. So konnte auch ein kleines Kind die Arbeit machen. Der Name des Erfinders ist unbekannt. Vielleicht war es der selbe, der Angelklaw und Angelwocken erfand.

Silberdorn.

Es ist heute Sonntag und deshalb fliehe ich den Strand; er wimmelt von Menschen. In hellen Häusen quellen sie aus den Dampfern und stürzen sich vor den Landungsbrücken auf den schmalen Strich weißen Sandes zwischen See und Land.

In mein Versteck findet keiner von ihnen hin; alle gehen daran vorbei. Sie streifen mit flüchtigen Blicken die hohen Stranddornbüsche, deren silbernes Laub von goldenen Beeren leuchtet, machen etwas verwunderte Augen und eilen vorüber, ohne recht zum Bewußtsein dieser Pracht gekommen zu sein.

Ich liege gegen einen großen Granitblock gelehnt, den vor undenkbaren Zeiten der Gletscher hier ablud, horche auf das, was mir die Hummeln vorsummen und die Schwalben erzählen, und starre mit halboffenen Augen nach dem Stückchen blauen Himmels, das von dem starren Astwerke des Stranddorns mit Altsilber und rotem Golde eingefasst ist und unter dem ab und zu eine Möve vorüber gleitet.

Es ist Mittagszeit; die See hält ihre Unterstunde. Nur schwach, wie ein leises Atmen, kommt ihr Rauschen bis zu mir her, und es will mich bedücken, als tuschelten die Bäume nur leise und als flüstere das hohe Rohr verstohlen, um sie nicht aufzuwecken, damit sie nicht böse werde und mit mürrischem Grollen auf den Strand springe. Selbst die Hänslinge schwanken nicht so laut, wie das sonst ihre Art ist.

Viele weiße Falter tanzen um die rosigen Federbüschle des Wasserhanfes und ab und zu ein bunter, und hin und her flattern Libellen mit leisem Geknister. Die Heuschrecken geigen geschäftig, Schwebfliegen blitzen über den weißen Dolden, und Bienen summen um den blühenden Quendel. Auf einem schwarz und weiß gescheckten Flintstein liegt breit und behaglich eine Eidechse, und stumm hüpfst der Grünspecht im Grase umher; sein roter Scheitel leuchtet wie eine helle Flamme, bald hier, bald da.

Gesegnet ist dieser Tag mit seiner warmen Sonne und der frischen Luft, die das Meer ausatmet. Niemals war es

schöner hier, selbst an jenem Maimorgen nicht, als die Küchen-schellen überall ihre blauen Glocken entfalteten und die blühen-den, von den Bienen umläuteten Delweidenbüsche heißen Honigduft ausströmten, und ich hier lag und mich des neuen Lebens freute. Der heutige Tag ist größer, stolzer und feier-licher, denn der Stranddorn schmückt ihn mit Silber und Gold. Fast scheint es, als glühe die Sonne nur seinethalben so heiß.

Ich kann mich nicht satt an ihm sehen, an seinen starren Stämmen, an seinem silbergrauen Laube, an der Fülle der sonnenroten blanken Beeren, die aus seinem Blattwerke nur so herausbrennen. Zu Tausenden bedecken sie die Äste und Zweige und quellen sogar aus den Stämmen hervor. Ich liege unter einem vergizmeinnichtblauen, mit silberner Seide gestickten und mit goldenen Perlen benähnten Baldachin. Kein König hat einen schöneren.

Und keiner einen Hofstaat wie ich. Meine Hofkapelle spielt eine vermorrne leise Weise, die Heuschrecken, Hummeln, Bienen und Fliegen, und mein Ballettkorps, aus Feuersalfern, Bläulingen und Zitronenvögeln zusammengesetzt, tanzt mir einen Elsentanz, leicht und scheinbar regellos, und deshalb er-lösend, besänftigend wirkend. Irgendwo singen meine Sänger, Hänfling, Grasmücke, Schwalbe, ein Lied, das ist so leise und so fein, daß ich die Worte nicht verstehé und die Melodie nur ahne. Sie sind gut geschult, meine Künstler. Ich werde sie königlich belohnen. Aber vor allem werde ich es dem goldenen Silberdorn gedenken. Ich will ihn berühmt machen vor aller Welt, indem ich ihm feierlich diesen Titel verleihe. Tritt her, du guter und getreuer Knecht! Hinsüro sollst du nicht mehr Sanddorn heißen und auch nicht Stranddorn, und niemand soll es bei meiner allerhöchsten Gnade wagen, dich so zu nennen und anders als mit dem Namen, den ich die gab, du Dorn mit dem silbernen Laube und den goldenen Perlen darin. Wer es tut, dem sollst du das Gesicht zer-kratzen und die Kleider zerreißen und ihn zum Geßpätte machen vor allem Volke. Denn schön bist du, mein lieber Dorn, zu allen Zeiten. Im Frühling schmückst du dich mit dem silbernen Laube, durchfließt es im Sommer mit grünen Perlen, prangst im Herbst mit goldenen Korallen, die du den Winter über behältst, wenn der Nordost dir die Blätter nimmt. Das will ich dir in Gnaden gedenken und nie vergessen, dich nicht mißachten, auch wenn du vor dem Frühling kahl dastehst, denn auch dann verstehé ich dich und weiß, was deiner nackten

Zweige Runen mir sagen wollen. Es ist die herbe Lehre, die sie verkünden, und sie lautet: Alles hat seine Zeit, o Mensch, das silberne Laub und die goldene Frucht. Doch ist das Leben rauh zu dir, so wirf die Güte ab und die Milde und wappne dich mit scharfen Dornen, damit deine Feinde dich achten und ehren und um dich herumgehen. Deinen Freunden zuliebe aber lächle wieder, ist es an der Zeit, wie jetzt, wo du strahlst und gliühst, du Strauch mit dem Mondlichtlaub und den Sonnen-scheinbeeren, du goldener Silberdorn.

De Rostocker Kennewohren.

Söben Toern to Sünt Marigen Kark,
Söben Straten bi den groten Mark,
Söben Duren, so dar gahn to Lan'n,
Söben Kopmannsbrüggen bi den Strann'n,
Söben Toern, so up dat Rathus stan,
Söben Klocken, so dagliken stan,
Söben Linn'nbööm up den Rosengorn:
Dat syn de Rostocker Kennewohn!

Die ferne schwebende Stadt.

Ein altes Heimatbild gibt es bei mir in einer Ecke. Es steht, hübsch nach der Reihe beschrieben, so aus:

Eine weiße Düne zwischen Meer und Land. Oder eigentlich ein ganzer Zug von Dünen. Hier besetzt mit Strandhafer, dort mit Seedorf, da mit vereinzelten Kiefern oder auch im Westen, abgeschlossen durch die hoge Snut einer Busch- oder Wald-Ecke.

Und im Rücken, im Norden das Meer, die blauen, weißüberblitzenden Bogen der Ostsee, nur sie allein und ihr Lied, so tief, so reich an Klang wie alte, moosüberwachsene Glocken wohl aus Vinetas Kirche am Grunde des Meeres.

Im Süden aber, just vor mir ein blanker Spiegel, glatt, glänzend, gesetzt in den grau-grünen Rahmen von mancherlei Aeckern und Wiesen. Und über dem Spiegel, der den behaglichen Namen Breitling führt, über dem Spiegel sie . . . die ferne schwebende Stadt. Die Stadt mit dem langen Peter und der rundlichen Marie und den anderen allen. Den Kirchen und Kapellen, den Toren vor den Straßen und den Häusern in den Straßen, diesem vom Strande zum Lande hin auf-

steigenden Straßen, die die Menschen führen in Sonne und Leben hinein.

Dies, das Bild. Und die Unterschrift?

Ich würde sie, unter uns, Heimat nennen.

Heimat . . .

Und so sie dich, den Menschen, den Wanderer ziehen und zerren einmal hin, einmal her — die Heimat ist dein unverwehrter Besitz! Die Heimat, die dich umschwebt am hellen Tage wie bei dunkler Nacht, — die Heimat, die deiner Liebe nahe bleibt für deines ganzen Lebens Raum.

Siehe, ich gehe im Sande weit von dir, du alte, schwebende Stadt. Und es geht wohl je und je einmal zur Seite oder anderswo bei mir in der Nähe sichtbarlich eine graue Frau, die Sorge genannt. Und grummelt etwas vor sich hin von lauter schweren, drückenden Dingen. Hat es dann wohl auch gar nicht gern, daß man nicht hinhört auf ihre Rede, ihre müde-murmelnde, ermüdende Weise. Wie so alte Frauen sind, die nichts mehr wollen, nichts mehr hoffen, nur immer knurren, murren — immerzu!

Daß sie der Kuckuck hol!

Ei was . . . ich klettere unversoren hinauf auf meine weiße Düne am blauen Meer, lege die Hand schützend über die Augen und sehe so um so besser dich, die ferne schwebende Stadt.

Was hast du doch zu solcher Stunde alles bereit für mich!

Ich sehe dich, wie du wurdest, wie du emporstiegst aus Glick un Glir zu dreien dann in rüstigem Gang.

Ich sehe dich, wie deine Snicken und Koggen hier über die Wogen zogen, Nahrung zu suchen für deine Bürger an anderem Strande.

Und ich sehe dich, wie diese deine Seefahrer im Kampfe standen gegen die Herrscher fremder Länder, gegen ihre Macht und gegen ihre Lücke.

Sehe über siegenden Kräften wie über in Ehren unterlegenen Streitern im Winde flattern den Greif, der deines Wesens Abzeichen war in guten und auch in weniger lobesamen Tagen.

Höre auch wohl und klar und scharf das aus allen Zweifeln und aus allen Nöten befreende Wort des Einen tönen, der mit dem Preußenadler eins und verbunden war zu seiner Zeit — das eine Wort: Vorwärts!

Und danke dir, du ferne schwebende Stadt, für jede Stunde, die du gegeben hinzu zu meiner Freude, hinzu zu dem Bilde, das mit mir geht, in seiner Ecke ausharrt immer und ewiglich.

Vorwärts!

An der Warnow.

Vom alten Elternhaus, darin ich wohne,
Sind wenig Schritte bis zum Fluß hinab,
Der breit sich dehnend fast zum See sich weitet.
Der Schiffe Masten grüßen mich vertraut,
Die grünen Ufer und die dunkle Flut,
Die mit des Hafens steilem Bollwerk plaudert.

Hier sog des Knaben Seele weltbegierig
Im Wasserdunst geheimen Zauber ein,
Gab sich dem feuchten Element zu eigen
In lebenslanger Liebe, zog mit Welle
Und Wind und Schiff zum nahen Meer hinab,
Und übers Meer zu Fern' und fernstem Land,
Rings um die Erde, dann hinauf zum Himmel
Und an die fernsten Ufer dieser Welt,
Bis wo die Nacht der ewigen Rätsel brandet.

Nun träum ich wieder hier! Des Lebens Schifflein
Trug mich zum Hafen heim, von dem ich ausfuhr,
Lieg still am Bollwerk, manchem Sturm entronnen,
Sonnt sich und rastet, seine Segel trocknend,
Sein Farbenkleid verjüngend — bis der Ruf
Des Meisters wird erschallen: Neue Fahrt!

Bün'n Rostocker Jung.

'n Stadtkind bün ich! Bi juuch up'n Lann'n
Sünd all wi ok een bet up de Knaken,
Ward anners dröömt un sunn'n un spraken
Un fungen as bi uns an'n Rostocker Strann'n.

Hol fast Dien Ort! Fast hol dien Saak!
Ich spräk de Spraak,
De as Jung up 'e Straat ich sprök.
Bün 'n Rostocker Jung
Mit 'n Rostocker Jung,
Un mien Jugend is, wat ich sök.

Das sage ich.

Schwöre nicht immer auf Autoritäten,
Plappre nicht immer, wie andre beten!
Zieh nicht vor jeglicher Meinung den Hut,
Habe du selbst Ueberzeugung und Mut!
Fragt dich mal einer: „Wer sagt das?“ so sprich:
„Das sage ich!“

Von der Rostocker Heide.

„Die Bürgerschaft der Stadt Rostock hat von uns rechtmä^{ig} einen Wald mit Grund und Boden für 450 Mark Pfennige erworben, dessen Grenzen sich folgendermaßen erstrecken: Von Hinrichsdorf, das 20 Hufen hat, bis Mönchhagen, das 20 Hufen hat und nicht mehr in seinem Gebiet haben wird; von dort bis Völkshagen, das insgesamt 11 Hufen umfaßt; dann aber gerade durch den Weg lang, der nach Ribnitz führt, bis zu der Stelle, wo ein gewisser Wilhelm Bulebresme ermordet war; dann aber querüber auf dem Weg zum Barne^zstrom, bis man schließlich an den Meeresstrand kommt, und nun weiter am Strande längs bis zum östlichen Ufer, d. h. bis zur Warnow. Mit jeglicher Ruhung, nämlich Weiden, Wiesen, Hölzungen, Land, mit den stehenden und fließenden Gewässern, die innerhalb der Grenzen liegen. Ausgenommen bleibt die Schweinemast, die für uns vorbehalten bleibt, und acht Hufen am Barne^zstrom, die durch unsere Gnade den Doberaner Mönchen als Eigentum gegeben sind. Wenn ein Zank oder Streit in diesen Grenzen ausbricht, wollen wir, daß zwei Drittel der Gerichtsfälle vorbehalten bleiben, den Bürgern aber ein Drittel.“

Das ist, ins heutige lobesame Papierdeutsch übertragen, der Wortlaut der Verkaufsurkunde, die ausgestellt ward mit dem Datum des 25. März 1252 zwischen dem Fürsten Heinrich Burny III., der Lande Rostock Herr, als Verkäufer, — der Stadt Rostock als Erwerber.

Und da ist der Doktor Becker in Rostock, der hat 675 Jahre später ausgerechnet, daß zu jenen Zeiten, als der Verkauf vollzogen ward, ein Ochse vier Mark Pfennige wert war, eine simple Kuh zwei desgleichen. Also daß 112 Ochsen die ganze Rostocker Heide aufwogen. Was soweit ein für die Rostocker erträgliches Geschäft gewesen sein wird — besonders, wenn man es als Mensch von heutzutage betrachtet.

Denn diese Rostocker Heide, das muß wahr sein, ist ein gar köstlich Kleinod. Ist das auch dann, wenn man garnicht

mal so pinnenschietrig rechnet dergestalt und dermaßen, daß sie alljährlich an die 400 000 Mark einbringt, wenn man die Ausgaben nicht rechnet, und daß sogar bei sauberer Aufnotierung aller Ausgaben immer noch 'n schönen Schilling Geld aewer bliben deit. Ist das an und für sich als Rostocker Heide, als der Wunderwald, in dessen wahrhaft heilsmächtigen Hallen ein gut Stück von den tausenderlei Gebresten sich verflüchtigen kann, die den Menschen befassen sonderbarerweise just dann, wenn er die Weisheit seiner Zeit am meisten mit Löffeln zu sich nahm, — vielleicht des Guten also um ein nicht gerade Kleines zuviel tat nach des besonderen Schicksals Bestimmung.

Warum es so ist, warum diese Rostocker Heide ein Wunderwald genannt werden kann ohne alle Einrede?

Man frage nicht, man liebe sie. Und weil man nichts lieben kann, ohne es zu kennen, gehe man fleißig um mit dieses Waldes Kindern, seinen zum guten Teile mehrhundertjährigen Bäumen, seinen wunderfeinen Waldwiesen, seinen Einsamkeiten einfach und schlechthin, dort, wo alles am kostlichsten ist. Dann wird man schon selber zu gelegenster Zeit sehen, vernehmen, warum sich das Schöne auf dieser Erde nicht erfragen, nur erleben läßt.

Am Anfang war hier ein Urwald. Dieser Urwald scheint zuerst, aber nur sehr teilweise, von den Wenden bewohnt gewesen zu sein; im Abbruchufer am Stolperort des heutigen Torsbrücker Reviers sind jedenfalls Reste einer wendischen Siedlung gefunden, und auch einige von den vielen Flurnamen der Heide — die der verstorbene Landesarchivar Dr. Krause-Rostock in einem der „Beiträge zur Rostocker Geschichte“ sehr gründlich bearbeitete — lassen sich ohne sonderlich große Mühe aus dem Wendischen erklären.

Die Ueberführung dieses Urwaldes in die geregelte heutige Ordnung: das ist eigentlich und uneigentlich die Lebensgeschichte der Rostocker Heide.

In den früheren Zeiten, die der getreue Chronist gewöhnlich mit Namen bemüht, wenn er etwas Fernes ein wenig geheimnisvoll umschreiben will, gehörte der Wald allen Rostocker Bürgern ungefähr zu gleichen Teilen, und die Jagd darin hatten die ehrbaren Herren inne, die des Rates Geschlechter stellten vom Anbeginn her.

Für die Rostocker Bauten alter Zeit lieferte die Rostocker Heide ungefragt das Bauholz. Und wenn die Schiffer und

Fischer, die Böttcher, die Gerber, die Müller, die Bauhütten-Gewerker und wer sonst noch Bedarf haben mochte, in einer sogenannten Verlegenheit solcher Art sein mochten, half die Heide sie aus der Not. Und niemand unter allen, nicht einmal ein ehrbarer Rat, hatte der Natur zu helfen bei dem Nachwuchs, den sie ganz allein über allen Raub hin zu stellen gehalten war.

Das ging so Jahrhunderte lang. Erst im 16. Jahrhundert kam man im Rate der Stadt darauf, daß eine Ordnung, die keine war, nicht ewig Bestand haben konnte, man verbot das Holzholen ohne Erlaubnisschein. Aber das nützte nicht gleich und nicht viel; die Folge war, daß man ein paar hundert Jahre fortzusezen hatte, was also ratsüßlich geworden war für die Rostocker Heide.

Aus dem Jahre 1722 ist eine Verordnung erhalten, aus der zu ersehen, was folgt:

„Die Jagdt in der Heide soll allein durch die von der Stadt dazu bestellten und beeidigten Heideschützen geschehen. Wenn aber Jemand durch die Heide reist aus der Bürgerschaft und eine Flinte bei sich führet, so bleibtet demselben frey, nach einem von ungefähr aufstoßenden Hasen oder Flederwild zu seinem Vergnügen außerhalb der verbothenen Zeit zu schleßen.“.

Mit den zwei oder drei Heideschützen, die auf Jagd und Holzschlag achten sollten, ließ sich gewiß für das ganze Waldgebiet nicht allzuviel anfangen. 1757 kamen denn auch noch einige Baumwärter hin. Herzog Karl Leopold half schon vorher in seiner ziemlich geräuschvollen Weise nach, indem er für sich Jagdschneisen in der Heide bauen ließ. Das Rittliche solchen Beginnens konnten die Rostocker leider nie einsehen. Aber wie alles in der Welt so konnte auch die Gewalt-herrschaft des dullen Karl-Lepold nicht ewig dauern. Hernach schuf dann ein ehrbarer Rat am Ende des 18. Jahrhunderts (1791) durch die Berufung des ersten Stadtforstmeisters Becker die neue Ordnung von stadtwegen, die, mit einigen Aenderungen, noch heute gilt. Und zwar so, daß die ganze Heide in neun Reviere unter entsprechenden Forstbeamten eingeteilt ist, die dem Stadtforstmeister in Blankenhagen unterstehen.

In Zeiten, die vergangen sind, hat das Heidegebiet auch zur Torfnutzung Bedeutung gehabt. Leider hatte diese Brennware den Nachteil, nichts Rechtes zu taugen; die Arbeit dafür wurde danach aufgegeben.

Zum Fortschaffen der Baumstämme ist in früheren Zeiten weit mehr wie jetzt der Wasserweg-Kanal, Radel, Breitling, weiterhin Warnow benutzt worden; seit der Verbesserung der Wege, zuletzt durch die Chausseebauten von Warnemünde nach Hinrichshagen und von Rövershagen quer durch das Hauptheidegebiet bis Graal, von dort nach Ribnitz hat jedoch auch diese Ordnung der Dinge sehr viel von ihrer früheren Geltung eingebüßt, ist so gut wie ganz außer Uebung gekommen.

Ein Gutes bei so mancherlei Neuerungen ist nur, daß der besondere Zauber der Rostocker Heide, zum wenigsten in den weitauß größten Teilen ihres Gebietes, nicht weiter davon betroffen ward. Hier gilt wie je, auch ohne Erika, der Heidegruß eines Detlev von Liliencron:

Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte
Die Erika das rote Band.

Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte:
Sei mir begrüßt du stilles Land!

Mit Heinrich Seidel in der Rostocker Heide.

Rostocker Heide heißt ein großer wildreicher Forst, der zum Eigentum der Stadt Rostock gehört. Er wird im Norden bespielt von der See, im Osten grenzt daran der großherzogliche Gelbensander Forst. Diese Rostocker Heide habe ich zusammen mit Heinrich Seidel, dem Dichter des „Leberecht Hühnchen“, oft durchstreift. Viel Menschenvolk ist uns dabei nicht begegnet, wohl aber allerhand Wild, und auch manches hübsche sonst noch haben wir zu sehen bekommen.

Arbeit auf literarischem Gebiet hat mich mit Seidel zusammengeführt, und vorher schon bin ich ihm dadurch näher gekommen, daß ich eine Mecklenburgerin geheiratet habe. Diese machte mich sogleich mit Land und Leuten in Mecklenburg bekannt. Schon um die Mitte der Siebziger Jahre verlegte ich meine Sommerfrische aus dem Harz nach Warnemünde am mecklenburgischen Ostseestrande und machte mich dort sogleich an die Durchforschung der Rostocker Heide. So war ich, als ich Heinrich Seidel kennen lernte, schon ein halber Landsmann von ihm, ein „angeheirateter Mecklenburger“, wie ich mich nannte.

Im Sommer 1881 waren wir beide, Seidel und ich, mit unseren Familien in Warnemünde, und nun wurde fleißig nach der Heide gepilgert. Die kleinen Ausflüge erstreckten sich bis zum Waldwärterhause Markgrafenheide, das am Waldrande gelegen ist. Schon auf diesen kleinen Ausflügen machte ich Seidel mit allerhand hübschen und zum Teil seltenen Pflanzen bekannt, die auf Strandwiesen und am Rande des Waldes wuchsen, mit einer hübschen kleinen Primel oder Aurikel vielmehr, mit dem Fettchen (*Pinguicula*), mit der reizenden *Parnassia*, mit dem kleinen Wiesen-Enzian, mit dem stark narkotisch riechenden Gagel und mit der lieblich duftenden *Feber-*

nelke, die im Volksmunde „Wohlgemut“ heißt. Einen Teil dieser Pflanzen hat Seidel in einer seiner kleinen Erzählungen angebracht.

Es wurde dann ein weiterer Ausflug gemacht nach Rosenort, wohin zu kommen man schon zwei Stunden braucht. Rosenort, im Volksmunde „dei hooge Snut“ (die hohe Schnauze), ist am östlichen Meerusufer ein Vorsprung, wo der Strand, der bis dahin in mehr nördlicher Richtung sich erstreckt hat, eine Biegung nach Osten macht. Auf diesem Vorsprung ist Baumwerk von merkwürdigem Wuchs zu finden. Es sind knorrige, alte, halb oder ganz schon verdorrte Eichen, deren sämtliche Äste der vorherrschende Nordwestwind in derselben Richtung sich hinzuziehen gezwungen hat. Es sieht aus, als wären sie auf der Flucht vor dem Winde. In etwas geschützterer Lage stand damals, als wir zum ersten Male dort waren, zwischen den Eichen auch noch ein wilder Apfelbaum. Und dann fand sich dort ein reizendes Pflanzengebilde. Das war eine Stranddistel oder Seemannstreue, wie sie auch genannt wird, mit über hundert Blütenköpfen, umschwärmt von einer zahllosen Menge kleiner geflügelter Wesen, ein Zentralhotel für Insekten. Diese Pflanze nannte ich „das Wirtshaus zur Stranddistel“, und diesen Namen haben wir nachher auf ihren Standort übertragen. Angesichts dieses Pflanzewunders lagerten wir uns, um zu rasten, und tranken mitgebrachten Wein aus einem silbernen, innen vergoldeten Becher, den Seidels Erstgeborener als Patengeschenk erhalten hatte. Da begab sich etwas Eigentümliches. Ein Schmetterling von einer Art, die im Herbst umherschlägt, ein „Trauermantel“ kam herangeflogen und tat etwas, das Seidel in einem schönen Gedicht so geschildert hat:

„Mit dem spiralisch seinen Rüsselchen

Führ suchend er umher und dachte wohl:

„Ei nun, was duftet hier so schön?“ Behutsam

Den Becher neigt' ich, daß des Weines Glut

Dem seltenen Gast entgegen kam, und dieser

Gewahrte kaum den Vorteil, der sich bot,

Als er das feine Saugrüsselchen

Behaglich in den Wein herniedertauchte

und sog und sog“.

Als er genug getrunken zu haben glaubte, entfernte er sich dann mit etwas schweren Flügelschlägen.

Noch oft haben wir wieder an dieser Stelle gerastet, aber der Trauermantel ließ sich nicht wieder sehen, denn die Stranddistel war verschwunden, dies wunderschöne Gewächs mit den blaugrünen gezackten Blättern und den amethystfarbigen Blütenköpfen ist ja von den Badegästen, die es nicht stehen lassen konnten in der Nähe wohl aller unserer Ostseebäder vollständig ausgerottet worden. Seit Jahren schon habe ich bei Warnemünde vergeblich danach gesucht.

Mit Seidel habe ich Brüderschaft geschlossen im Herbst 1883. Wir waren wieder in Warnemünde zusammen gewesen, und als er fortging, blieb ich allein dort. Ich hatte schon manchmal gedacht, wir müßten einander Du nennen, aber wir waren doch schon beide in dem Alter, in dem solcher Haß nicht so leicht mehr abgeschlossen wird wie in jungen Jahren. 1883 aber war ich, wie ich schon sagte, im Herbst — es war schon spät im September — noch allein da an der See. Den ganzen Tag war ich in der Heide herumgewandert und kehrte am Abend im Badeort Groß-Müritz, der zwischen Wald und See liegt, im dortigen Gasthof ein. Alle Badegäste waren längst fort, ich saß ganz allein da am Tisch. Da fasste ich mir ein Herz und schrieb an Seidel einen Brief, in dem ich ihm das trauliche Du anbot. Als ich dann nach Berlin zurückkehrte, erhielt ich von ihm brieftlich die Antwort, daß er angenommen habe. Bald darauf schlossen unsere Frauen Schwesterhaft.

Im Wirtshaus zur Stranddistel haben wir, wie ich erzählte, nach dem erstenmal oft noch gerastet. Wir gaben uns ein Stelldichein dort, auch wenn jeder von uns beiden an einem anderen Ort seine Sommerfrische abhielt. Einmal war ich in Wustrow, das auf dem Fischland bei Ahrenshoop an der pommerschen Grenze liegt, er aber in Warnemünde. Da hatte er bis zur Hoogen Snut nur zwei Stunden, ich aber reichlich fünf zu marschieren. Dazu hatte ich noch ziemlich schwer zu tragen an zwei Flaschen Wein, einem Spickaß von der größeren Art und anderen Eßwaren. Aber das machte mir nichts aus, und die Freude des Wiedersehens im Wirtshaus zur Stranddistel war immer für uns beide groß.

Auf unseren Wanderungen in der Heide war Seidel, der in Gesellschaft manchmal recht still sein konnte, sehr gesprächig, und er sagte das auch selbst einmal, daß er dann die Kosten

der Unterhaltung trug. Von allem möglichen mußte er zu erzählen, immer aber machte er mich auf die Vogelwelt aufmerksam. Die kannte er gründlich, er war ein Kenner der Vogelsprachen, wie vielleicht kein zweiter. Alles, was Flügel hatte, kannte er genau und wußte es mit dem richtigen Namen zu benennen, wie es denn auch geschieht in seinen Erzählungen und Märchen.

Während Seidel auf unseren Wanderungen häufig die Augen nach oben zu seinen Lieblingen erhob, blickte ich wohl ebenso oft erdbodenwärts nach den meinen, und wenn ich eine Pflanze erblickte, von der ich dachte, sie würde meinen Wandergesährten interessieren, zeigte ich sie ihm und nannte ihm ihren Namen nebst der Familie, der sie angehörte. Er dachte von meiner Liebe zu den Pflanzen sehr hoch, das ersah ich daraus, daß er einmal in einem seiner Bücher von mir sagte: „Wenn Trojan hingerichtet werden sollte, so würden ihn noch die am Wege zum Schafott wachsenden Blumen interessieren“ Einmal aber hat uns meine Pflanzenliebe auseinandergebracht, wenn auch nur für ganz kurze Zeit. Auf einer Wanderung kamen wir an ein Dorf, wo die einzelnen Gehöfte, wie das in steinreichen Gegenden Norddeutschlands häufig zu finden ist, mit Feldsteinmauern eingefriedigt waren. Eine dieser Mauern sah ich mir sehr genau an wegen eines darin wachsenden kleinen Farnkrautes. Da bemerkte ich, daß Seidel sich von mir trennte. Als wir nachher wieder zusammen gingen, fragte ich ihn, weshalb er das getan habe. Er sagte: „Wenn einer des Weges gekommen wäre und hätte gesehen, wie Du an der Mauer herumschnüffelst, hätte er dich für verrückt gehalten. Darum wollte ich nicht gern den Anschein erwecken, daß ich zu Dir gehörte.“ Da sagte ich: „O Seidel, wenn sich einer daraus etwas macht, für verrückt gehalten zu werden, dann soll er sich etwas anderes zur Liebhaberei erwählen als die Botanik“. Dann erzählte ich ihm etwas, das mir begegnet ist. Als ich in meiner westpreußischen Heimat im Neustädtischen botanisierend umherstrich, kam ich an ein großes Moor. Da sah ich in einiger Entfernung vor mir eine schöne und ziemlich seltene Moorpflanze, den goldgelb blühenden Steinbrech (*Saxifraga Hirculus*). Den mußte ich haben. Nun gibt es im Moor sogenannte Bülten, verhältnismäßig feste Stellen, auf denen häufig ein Strauch oder ein verküppeltes Bäumchen steht. Mit der größten Vorsicht schwang ich mich

von einer Büste auf die andere und kam glücklich zum Steinbrech. Eben hatte ich mich seiner bemächtigt, da hörte ich ein Mörderliches Geschrei und sah, mich umwendend, wie am Rande des Moores ein Mann stand, der mit den Händen nach mir hin gestikulierte. Als ich glücklich den Rückweg gemacht hatte und den Mann immer noch auf demselben Platze stehend fand, fragte ich ihn: „Weshalb schrien Sie so furchtbar?“ „Mein Gottchen“, sagte er, „ich dacht', Sie wollten sich's Leben nehmen“. „Nein“, sagte ich, „nur diese Blume wollte ich mir holen“, und zeigte ihm die Saxifraga. Da machte er ein ganz verstörtes Gesicht, in dem deutlich zu lesen war: der ist verrückt! wandte sich, ohne ein Wort zu sagen, um und entfernte sich eiligst.

Es war mir auf unseren Wanderungen stets eine große Freude, wahrzunehmen, wie vertraut Seidel mit der Natur war. Er verstand sich nicht nur auf die Vogelstimmen, sondern achtete auch auf alle Laute, die sonst unter freiem Himmel zu hören waren. Gern hörte er das Singen des Windes in den Wipfeln der Nadelbäume, und sein feines Ohr vernahm im Walde, wo die See nicht zu fern war, das leise, kaum hörbare Aufschlagen der Strandwelle. Nichts von dem Eigenartigen einer Landschaft entging ihm, und er hatte das feinste Gefühl für Naturstimmung. Die Vertrautheit mit der Natur ist es, was seine Märchen so reizvoll macht. Sie verleiht ihnen die poetische Wahrscheinlichkeit, ohne die auch ein Märchen nicht gefällt. Sie sind wie erlebt, haben etwas natürliches an sich, und mit ihnen verglichen machen die Märchen anderer neuerer Autoren oft den Eindruck künstlicher Blumen. Ein Band von Seidels Schriften ist betitelt „Wintermärchen“, viele aber seiner kleinen Erzählungen spielen ins Märchenhafte herein, und einige können geradezu Märchen genannt werden.

Seidel behauptet, daß er immer bei unseren Ausflügen für gutes Wetter zu sorgen hätte und auch zu sorgen bemüht sei, ich aber stets dagegen arbeitete, so daß im besten Falle herauskäme, was man ein „durchwachsenes“ Wetter nennen könnte. Wir hatten allerdings häufig ungünstiges Wetter, aber schuld daran war ich nicht. Einmal bekamen wir im Birthaus zur Stranddistel drei Platzregen nacheinander auf den Kopf und traten bis auf die Haut naß und „mit quatschenden Stiefeln“, wie der technische Ausdruck lautet, den Rückweg an. Schirme nahmen wir nie mit. Einmal wollte Seidel

seinen Regenschirm mitnehmen, als er aber sah, daß ich keinen hatte, stellte er ihn wieder hin und sagte: „Wenn du naß wirst, will ich auch naß werden“.

Für das Gebirge war Seidel nicht eingenommen. „Wozu“, sagte er, „mühsam auf Berge steigen, wir haben doch die schönsten Landschaften in der Ebene!“ Einmal aber — es war in der Woche nach Pfingsten — habe ich ihn doch nach dem Oberharz verschleppt, und da war ich es wieder, seiner Meinung nach, der schlechtes Wetter machte. Es wurde winterlich kalt, und bei dem Aufstieg von Braunlage nach Andreasberg wurden wir von einem Schneewetter überraschen. Ich sehe uns noch, wie wir in einem Gasthof der kleinen Berg- und Kanarienvogelstadt dicht vor dem glühenden eisernen Ofen beim Grog sitzen, um uns zu trocknen und zu erwärmen. Das habe ich dann oft von ihm zu hören bekommen, wie er von mir zu solcher törichten Bergpartie verleitet worden sei.

Einmal aber hat uns doch beiden ein schlechtes Wetter Vorteil gebracht. Es war im Hochsommer 1886, als ich mit den Meinen in Groß-Müritz war, das damals noch nicht wie jetzt Hotels und Villen hatte, sondern außer einem einfachen Gasthof nur 22 gewöhnliche Feuerstellen. In einem der mit Stroh gedeckten Häuser wohnten wir. Da hatte sich Seidel für einen bestimmten Tag aus Warnemünde als Guest angesagt, und ich hatte einen schönen Willkomm für ihn bereit, denn ein guter Freund hatte mir ein Kistchen Moselwein und Pfirsiche geschickt. Am Tage vorher aber befand ich mich in schweren Sorgen. Es war nämlich sehr heiß, und in ganz Groß-Müritz ließ sich kein Bröckchen Eis aufstreiben. Da kam unerwartet Hilfe. In der Nacht, um Mitternacht etwa, fing ein heftiges Gewitter an. Wir schliefen in den eine Treppe hoch gelegenen Stuben und waren schon aufgestanden, als unser Hauswirt anklopste und uns bedeutete, alle nach unten zu kommen. So ist es auf dem Lande und geschieht deshalb, damit man sich rasch retten kann, wenn der Blitz einschlägt und Feuer ausbricht. Es steht dann, wie ich selbst einmal gesehen habe, sofort das ganze Haus in Flammen. Also saßen wir unten in der Stube mit den Kindern, die zuerst unruhig waren, dann aber wieder einschliefen trotz aller Donnerschläge. Das Gewitter dauerte an, bis es hell wurde, in der Morgendämmerung aber erfolgte ein Hagelschlag, wie ich ihn selten erlebt habe. Als ich ins Freie hinaustrat, sah

ich in Vertiefungen des Bodens die großen Hagelhörner haufenweise liegen. Es war Eis vom Himmel gefallen wie Manna. Da mußte, was Hände hatte, zugreifen. Im Umsehen waren vier Eimer mit Hagel gefüllt und in den Keller gestellt. Davon war am Abend noch reichlich genug ungeschmolzen vorhanden, um den Wein zu kühlen. Am Nachmittag trat Seidel aus der Heide hervor, und am Abend setzte ich im Gasthof eine Pfirsichbowle an, zu der ich auch die wenigen Badegäste, die außer uns noch da waren, einlud. Es wurde ein sehr heiterer Abend. Davon haben wir oft noch gesprochen, und Seidel hat diese Gegebenheit in einer kleinen Erzählung verwertet, die „Der Hagelschlag“ heißt.

Im September des Jahres 1906 suchte ich wieder das Wirtshaus zur Stranddistel auf, als es gerade fünfundzwanzig Jahre waren, seit ich zum erstenmal mit Seidel dort Rast hielt. Ich hatte Wein mitgenommen, füllte einen Becher, rief in die stille Einsamkeit hinein: „Auf dein Wohl, Seidel!“ und trank aus. Als ich nach Warnemünde zurückkam, erfuhr ich, daß Seidel am Tage vorher von dem Leiden, das seinen Tod herbeiführte, aufs Krankenlager geworfen war.

Auch er ist dahin, wie so viele schon der alten Freunde. Es ist aber doch im Alter etwas anderes, einen, den man lieb hat, zu verlieren, als in der Jugend. Im Alter ist es doch wie in einer Abendgesellschaft. Wenn dann einer aufsteht und sagt: „Ich muß fortgehen“, dann sieht man wohl nach der Uhr und spricht: „Geh nur! Ich bleibe ein Weilchen noch, dann gehe ich auch. Auf Wiedersehn!“

Die Harfenbäume von der hohen Snut.

Kennt ihr die hoge Snut?

Sie ist das Vorwerk der tiefen, schweigsamen Wälder am Strande des Heidelandes. Weit, verwegen drängt sie sich vor. Hoch, frei, allein gelassen von vorsichtigeren Genossen schaut sie in die See, hinein in das unendliche Wallen und Wogen der blauen Streiter mit den weißen Abzeichen

Die Wälder dahinten: sie stehen und lauschen dem Gange der Wogen. Eine Sehnsucht ist in ihnen gewesen von Anbeginn. Sie wollten mehr, sie wollten recht Vieles wissen von dem, was die Wellen und Winde aus weiter Ferne berichten. Und sie wollten sehen oder doch nach bester Möglichkeit durch eigene Genossen Kunde haben davon, wie es ist, wenn die Sonne ins Meer taucht, die Wasser den Glanz und den Schimmer um sie legen in letztem Erglühen.

Und also sandten und senden sie Vorposten aus. Die stehen in der Huk vorgeschoben bei der hohen Snut. Bis ganz nach vorn hin, bis zu der Stelle, wo die hoge Snut zu einer spitzen Snut wird, — wo im Grunde nur mehr Platz bleibt für die paar kargen Strandhafer-Rispen, die sich im Winde wiegen. Klein, ganz klein und in sich geduckt stehen die letzten Vorposten das Waldes da. Nicht mehr langt es zu Stolz und Größe; Busch nur bleibt übrig von dem, was Baum sein sollte an anderer Stätte, Busch in tausendfach sich selber, den Genossen stützenden, sich in wilder Entschlossenheit in einander verkrampfenden Formen, Busch, der sich ganz vorn platt an den Boden drückt, langsam, ganz langsam höher strebt, dort, wo die ersten Bäume ihn ablösen.

Diese sperrigen, in sich selbst unbezwingerbar zueinander haltenden Buschbäume der Buchenvorhut: sie sind die ersten der Harfenbäume vor der hohen Snut. Sie stellen die schönsten von den Harfenbuchen, die sich hier an den Wald lehnen, der dahinter steht. Und der Wind, der vom Meere kommt,

hält den Atem an, wenn er sie erreicht. Dieweil ein Erzittern durch die straff gespannten Saiten da ganz vorn geht, nimmt der Wind einen Anlauf, greift beim erneuten Vorstürmen eine Göps voll von den fein geschliffenen Sandkörnern am Strande auf, wirft sie nun, wo er den Weg rücksichtslos zum zweiten Mal macht, Busch und Bäumen und allen sonst auf der hohen Snut ins Gesicht. Indes die Harfenbäume sich ducken vor solcher Gewalt, springen aus ihren geschlossenen Reihen die seltsam schweren, wunderlich tiefen Töne auf, von denen niemand weiß, ob sie mehr den Jammer oder mehr den Jubel dienstbar sein sollen, dem Schmerz über das Ducken, die Wunden oder der Freude am Kampf.

Das geht so tausend Jahr und mehr. Immer, wenn Wind und Sandgekörne in gemeinsam vorgetragenem Anlauf die vordersten der Waldeshoten dazu gebracht haben, daß sie geben durch das Wispern, das Brauschen der eigenen Saiten, immer dann zerrt und zaust und reibt die Gewalt, die im vorwärts geschleuderten Sandkorn liegt, stärker und stärker am Knienden herum. Bis hier ein Zweig und dort ein Ast weicht, zuletzt der Baum selber zum Sterben kommt, zugrunde geht an der Sehnsucht der Genossen, vom Meere zu hören, Kunde zu haben vom eigenen Sehen der Wunder des Lichtes, die die Sonne geleiten, wenn sie ins Meer steigt.

Wenn du das einmal gesehen hast weit draufzen bei der hohen Snut, dann wirst du verstehen, warum der Wald immer von neuem seine Vorposten schickt, die Toten zu ersetzen weiß durch neue Waldboten. Es ist eine Sehnsucht darin verborgen nach Schönheit. Ein Heldenlied klingt auf in den Saiten der Harfenbäume von der hohen Snut. Wer es kennt, wird es nicht wieder vergessen.

Graal und Müritz.

Im Wald und auf der Heide liegen die zwei beiden. Manch einer, der es just nicht besser weiß, sagt sogar: In der Rostocker Heide. Aber das ist ja nun nicht richtig; denn die Rostocker haben jenseits des Zarneßstroms nichts mehr zu sagen und zu suchen. Sie kommen also bloß bis vor die Tür beinah bei denen von Graal, wohingegen die von Großen- und die von Kleinen-Müritz sich noch etwas mehr zurückhalten den Rostockern gegenüber.

Früher, ganz früher, so weit vor den Zeittäuschen der Gegenwart, daß man nicht mal ungefähr weiß, wann das gewesen sein mag, also vordrisse lag hier irgendwo in den Wäldern nicht weit vom Ostseestrande ein gar mächtiges und prächtiges Schloß. Wer weiß, vielleicht, vielleicht hatten es die Ritter von Plessen für sich erbauen lassen, die hier an der Seekante gehaust haben lange Zeit. Und wer weiß, vielleicht haben sie wirklich zu den Zeiten von Klas Störtebecker ihm und seinen Getreuen Unterschlupf gegeben, wie die Sage es so vermeldet.

Möglich wäre es schon. Mindestens ebenso gut denkbar, wie es beim Moorhof, eine Stunde Weges wohl von hier westlich nahe dem Strande hinter dem heiligen See angenommen wird. Denn die vom Uradel Mecklenburgs hatten hin und her im Dienste Albrechts von Schweden und Mecklenburg ihre Finger sehr oft im Spiele, und als alles sonst nicht mehr düsen wollte, sollten es die Likendeeler schaffen, Schaden zu tun der eben doch auf die Dauer übermächtigen Königin Margareta und ihrem Dänenlande. Was sie, die Likendeeler, ja gewiß weiter hin etwas zweischneidig ausgelegt haben, indem sie hier und da und so nebenbei auch den heimischen Rittern zu Leibe gingen.

Im Jahre 1332 zuerst ist urkundlich von Müritz die Rede; damals verkaufte der Ritter Johann von Plessen vom Hofe Müritz drei Hufen Heide an das Klaren-Nonnenkloster zu Rib-

niz. Was die alten Damen mit den also erworbenen drei Müritzer Hufen angefangen haben mögen, steht nicht gleich dabei geschrieben. Man weiß auch nicht näher, wann das heutzutage nachbarliche Graal entstand, auch nicht, was der immerhin ungewöhnliche Name bedeuten mag. Der Ort taucht urkundlich zuerst im siebzehnten Jahrhundert auf; auch in Verbindung mit dem „Graaler Zoll“ am Landwege von Rostock zum Fischlande mag er zu nennen sein.

Müritz — Ortsname gleich Meer im Slavischen oder Wendischen — kommt als Ort noch erheblich später zum Vorschein.

Es wird genannt in Verbindung mit der Franzosenzeit. In der Zeit der napoleonischen Herrschaft gab es hier herum französische Posten, Zöllner auch wohl, die die geshmuggelte Einfuhr englischer Waren verhüten sollten. Jenseits der Franzosenzeit wollte die Landesregierung den Mut einiger Freiheitskämpfer aus dem Ribnitzer Amtsreich besonders belohnen; man wählte zwölf davon für Landstellen, Büdnereien im heutigen Müritz aus, schenkte ihnen die Besitzungen; sie gaben so den Grundstock der neueren Müritzer Siedler ab.

Wann zu ihnen und zu den Genossen, die ein wenig später sich hinzugesellten, die ersten Badegäste kamen, weiß man nicht genau. Auch die Graaler „Ureinwohner“ haben solche Merkwürdigkeit nicht weiter schwarz auf weiß der Nachwelt übermittelt. Es wird so nach und nach geschehen sein in Anlehnung an die Gewohnheiten, die sich da ganz hinten in Warnemünde oder noch weiter weg am heiligen Damm ja so bei kleinem ausgebildet hatten. Und der richtige Waldfriede, der früher hier noch besser, wie später, zuhause war, wird geholzen haben, daß Freunde solcher Absonderlichkeit immer wiederkamen.

Dann aber war es doch noch wieder ein sonderlicher Anlaß, der dazu führen sollte, daß es von da an noch schneller ging mit dem In-die-Modekommen von wegen des Badens und der unterhaltsamen Beschaulichkeit dabei.

In den Tagen vom 12. bis 14. November 1872 gab es längs der heimatlichen Ostseeküste eine Sturmflut, wie sie seit Menschengedenken nicht dagewesen war. Auch Graal und Müritz kamen dadurch zu schweren Schäden. Zur Hilfeleistung gab es dazumal im Lande und darüber hinaus allerlei Unternehmungen. Zu anderen kam auch dergleichen aus der Reichshauptstadt. Und 1874 fanden sich dann aus Berlin besonders

und ungewöhnlich viele Gäste ein, die sich mit der Welt hier hinter der Rostocker Heide selber vertraut machen wollten. Sie und andere kamen in den Jahren danach zur Sommerzeit immer wieder. Zu ihrer gastlichen Aufnahme stellte man in Müritz 1878 gar schon einen nagelneuen Gasthof bereit, und wenig später hub hier und in Graal umschichtig ein noch viel weitschichtigeres Bauen an.

Das war die Zeit, als der Schweriner Geheime Medizinalrat Dr. Mettenheimer die Anlage des Friedrich-Franz-Hospizes in Müritz betrieb.

Man hatte sich inzwischen bei den Doktoren nachdrücklichst davon überzeugt, daß der Aufenthalt an der offenen See schwachen, kränklichen Kindern vor allem gut tun würde. Dr. Mettenheimer, der sich für den Plan besonders ins Zeug legte, konnte den Landesherrn Friedrich Franz II. für die Sache gewinnen; dieser und der Verein für Kinderheilstätten in Berlin halfen danach durch Schenkungen nachdrücklich weiter; im Jahre 1880 wurde das Friedrich-Franz-Hospiz in Müritz eröffnet. Auch für die Schwestern der Diakonissen-Lehranstalt Stift Bethlehem ist seit 1893 ein Erholungsheim hier eingerichtet worden.

Lange Zeit hatte dann sein Sommerheim in diesen Wäldern der Maler Karl Rettich. Er war ein Bruder des in der Geschichte des „Sapperlotischen“ oder vielmehr Patriotischen Vereins, der Großgrundbesitzer-Vereinigung Mecklenburgs als dessen Geschäftsführer sehr bekannten Domänenrats Rettich-Rostock. Seine Bilder und Zeichnungen hatten fast ohne Ausnahme Stoffe aus der Landschaft um Graal und Müritz, weiter aus der Rostocker Heide zum Gegenstande; ausgestellte Werke dieser Art gab es weit über die Jahrhundertwende hinaus alljährlich in Graal-Müritz zu sehen; nicht wenige ältere Freunde dieser Seebäder werden sie als eine Erinnerung an schöne Tage besitzen.

Das ist nun wieder lange her, diese Rettich-Zeit. Es ist der Krieg gekommen, der neue Friede, der ja ein so sonderbares Gesicht haben sollte. Mitten durch die Rostocker Heide ist vor ein paar Jahren die „Schosseh“ gebaut. Eine Eisenbahn-Verbindung mit Rövershagen, gestellt von der Lenz-Bahnbau-Gesellschaft, hat sich 1925—26 hinzugesellt. Es war einmal, als von der Welt um Graal und Müritz galt: Kein Klang der aufgeregten Zeit drang noch in meine Einsamkeit. Aber wenn auch! Die rechte Schönheit ist nicht umzubringen, und das Schönste dran wird das Suchen danach sein! —

Vom Ursischland und seinen Bewohnern.

Es gibt eine Reihe von Theorien über die Urzeit, diejenigen Zeiträume, die um ungezählte und unzählbare Jahrtausende hinter die gebräuchliche Zeitrechnung zurückführen. Diese Theorien können sich bei gänzlichem Fehlen von Aufzeichnungen nur stützen auf diejenigen Funde, die in Gräbern oder an anderen Stellen sich ergaben. Die darauf aufgebaute Sonderwissenschaft, die Archäologie oder Vorgeschichtsforschung ist leider, was die aufgewendete besondere Sorgfalt oder das sachliche Spezialistentum angeht, noch als „Anfänger“ einzutragen. Schon allein daraus ergibt sich eben die vermerkte Vielheit von Theorien über Urzeitmenschen und Urzeitkulturen.

Innerhalb solchen Theorienkreises zeichnen sich nun zwei genauer ab, zwei Sonderanschauungen, die im Kerne eine Einheit bilden, nur an einer Stelle eine Verschiedenheit aufzeigen. In Frage kommt dabei die sog. indogermanische Hypothese, die ihre Ergänzung findet in der Nordland-Theorie. Und zwar insofern eine Ergänzung, als — wie schon die Bezeichnung aufweist — die Herkunft der indogermanischen Rasse einerseits etwa aus dem Kaukasus, in jedem Falle einer asiatischen Völkerwiege abgeleitet wird, wogegen bei der Nordlandmenschen-Anschauung gewissermaßen die Urzelle der Nordland-Rasse oder -Menschen in diesem unseren europäischen Norden, im Ost-, Nordsee-Knick gewissermaßen gesehen wird.

Wenn man im Rahmen der vorliegenden Buch-Erscheinung von jedem Versuche auch nur in der Richtung absieht, welche von beiden genannten Theorien etwa das höchste Maß von Wahrscheinlichkeit für sich haben möge — wenn nur Ausschau gehalten wird danach etwa, von welchem Zeitpunkte ab überhaupt Menschen an der mecklenburgischen Küste gewohnt haben mögen, wo dies vorausgesetzt werden mag: Dann ergibt sich, daß mit einiger Wahrscheinlichkeit von ältester Besiedelung des Fischlandes gesprochen werden kann, mindestens insoweit

zu sprechen ist, als dadurch die alte (Pfahlbau-)Besiedlung etwa des Gebietes um Wismar — Müggenburg! — nicht weiter berührt oder bezweifelt wird.

Die Zeugen solcher uralter Besiedelung des Fischlandes sind vornehmlich zu sehen in den Stein-Absfällen oder Werkzeugen oder aber -Werkzeugresten, die auf Fischland vornehmlich durch den Arzt Lettow geborgen wurden — leider ohne dauernd dem Orte erhalten werden zu können. Durch diese Scherbenfunde ist der Nachweis zu führen, daß das Fischland mindestens in der jüngeren Steinzeit stark besiedelt war und weiter: daß unter den Fischland-Bewohnern jener durch Jahrtausende von uns getrennten Zeiten eine verhältnismäßig hoch entwickelte Sonderkultur gegeben hat. Jene Kultur, die eben entweder als indo- oder nordgermanisch angesprochen wird.

Es gibt über die vermerkten Funde von Steinwerkzeugen oder Absfällen der Art hinaus besonders auffällige, heute, nach langer Beraubung der Stätten noch oft sog. imponierend wirkende Denkmäler der Kultur jener Steinzeiten: — das sind die Hünengräber, die Steinsetzungen, die sich ja im Lande Mecklenburg immerhin noch vereinzelt erhielten. Zu diesen Hünengräbern hin führen, abgesehen von anderem, aus der Volksage Verbindungen; um fast alle derartigen Grabstätten hat sich ein Kranz von Sagen gelegt, von solchen Sagen, die der ganzen Sachlage nach nur annehmen lassen, daß sie durch Jahrtausende hin und über gewisse gründliche Bevölkerungswechsel-Erscheinungen hinaus sich im Kerne treu erhielten; eine wunderbare Leistung der Volksphantasie, der sich aus neuerer Zeit nichts an die Seite stellen läßt.

Es ist an anderer Stelle schon vermerkt, tagtäglich als historisch gegeben zu erweisen, daß die Ostsee wirklich nicht an letzter Stelle am Strande des Fischlandes recht weite Strecken des Bodens abgenagt hat, den Wellen zwies. Da — wie oben vermerkt, auch sonst bekannt — das Betreuen von Urzeitfunden oder -zeugen eine verhältnismäßig junge Erscheinung ist: So muß mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die wesentlichsten Zeugen der Urzeitkultur vor längeren Zeiträumen ins Meer versanken; daß seine Wogen rollen wie über „Vineta“, so über unermessliche Schäze uralter Kulturen.

Man kann bei einer Sachlage solcher Art wenig wissen von ältester Fischland-Besiedelung. Die Annahme, daß es sich bei den alten Fischländern um Fischer gehandelt hat, mag nahe liegen; indes führt dergleichen nicht nennenswert weiter.

Wenn mit einiger Sicherheit feststeht, daß die Anfänge religiöser Kultur im Sonnendienste zu sehen sind, für „Swante-Wuſtrow“ ein angeblich wendisches Heiligtum als vorhanden überliefert ist — dann wird freilich der Schluß nicht von der Hand zu weisen sein, daß dieses Heiligtum unendlich viel weiter zurückgeleitet werden kann als nur eben in die Zeiten der Wenden. Daß auch der Sagenkreis, der irgendwie mit dem weißen Rosse zu tun hat, ursächlich nicht von irgendwelchen — ja übrigens auch indogermanischen — Wenden abhängig zu sein braucht. Daß also der Mensch der Gegenwart sich nicht an letzter Stelle auf dem Boden des Fischlandes in Ehrfurcht neigen kann vor Mächten der Vorzeit, die sich nicht mehr erforschen lassen.

Van dei Fischlängers wat.

Dat wir dunnmals, ja.

Ick set bi Em dor an 'e Eck in Rostock un maht markel-dags ümschichtig hohg Pulletik un 'n Deil noch annen gelihrt Saken farig un trecht. Un Hei, wat Hei dunntomals wir, Hei fär to mi, wenn ich biwäglang babenin noch Perfesser an dei Hohg Schaul wör, dennso künn sacht bitau noch 'n ganzen Strämel ut mi warden.

'tja, so wir dat.

Man, Sündags wör ich uthüsig. Dennso dacht ich för gewöhnlich van wägen all dei Perfessers un noch weck van dei annern Lüd: dat sei mi för minenwägt gaud un gîrn dallwärts up'n Buckel langs rutschen künn'n, to'n wenigsten twischen hüt un morn sowat. Dat heit, wenn sie mi sat't kregen. Wat'n Kunststück för sick sin künn, indäm un soans, as ich äben so quansvis einerwärts buten twischen Wohld un Seewarks rümschesen dauhn deer.

Ens ok. Un grad dunn — ich weit dat noch so prick, as ob 't hüt im dissen Dag geschehg — möht mi ganz wat Snurrigs dorbi upstöten.

Nemlich, ick wir dorbi, van Ribniß ut dei Binn'nssee in Nawigatschon to nămen. Soans mit 'n Damper nah Fischland raewer to jumpen. Dunnso geschehg dat.

Wat?

Nu, dei Kirl mit sin Bleck-Dreihörgel van wägen Vitalen un güso kreg' mi, as all dei annern ok, up'n Kiker. Künn jo nu mal nich anners sin. Möht jo bisorgt warden möht dat jo.

Na, segg ick denn nu to em, wat kost dat Bergnäugen hirtolann'n?

Mägen-un-föftig Penn'n, seggt hei.

J, denk ich so bi mi, dit is jo doch snurrig is dit jo doch. Wat will dei Kirl blot einmal mit all dat lütt Geld?

Un frag denn: Wo, nägenunsföftig? Wurüm nich nägenunsföftig un'n halben?

Dat is man, seggt hei dorup, van wägen dat denn jo'n Bruch gäben deicht un nah baben hentau afriünnt warden möt. Un dat dat denn jo föftig Penn'n warden möten dauhn.

Na, un denn?

Je un denn möt Stür bitahlt warden! Un denn — —

Is gaud! segg ick. Denn mi güng dat üm dei Tid ut jüst so, as hüt un dissen Dag noch. Un dat bidüürt, dat ick unnor' den Stürkirl wat taukamen lat, wat hei nich faten kann.

Ich gräwwelt denn ok so sachten nägenunsföftig tosam, let den halwen scheiten un führt likerst heil staatsch to Wustrow bi den hogen Ur't, den Bermien, un wo dei Honoratschoren dor vörtau süh all heiten maegen, vör.

Jeja, dat wir dunnmals!

Lang', lang' is't her. Krieg is wäst förredeß, dei Billjohns-Kemedi is wäst un wän weit, wat süh noch all. Wunner ball, dat ein-un-dei-süftig Minsch all so'n Schitkram biläben un denn noch up sin zwei Bein stahn kann. Wunner, ja!

Man, wi sünd noch dor, Fischland is noch dor, dei See van vörn un van achtern is noch dor, un wennt lang dur't is dat, wurüm vördissen ol Wustrow dei hillig Insel näumt wör — van wägen den Swantewit un sinen swanendunenwitten Schimmel in'n Borgwall vörtau nah dei Binn'nsee hen in dei Wischen bi Wustrow —, ok noch einerwärts to faten. Wennt gauht geiht, hett sick bi all't Wäswark man heil wenig ännert, mannich?

Jeja, un denn irst dei Fischlanners! Dei kannst saeben-un-saebentig-mal rundüm dreihn: dat bliwt dorbi likerst Fischlanners. In einen weg un ümmer tau, ja. Kannst di noch so fischlannersch bi ehr anstelln — all igal: För ehr un in ehren Ogen büst un bliwst doch 'n Isenbahner, 'n Quiddje, as dei Hambörger to'n Binnenlann'schen seggt, dei nich recht achter dei Uhren drög is. Kann di all nich helfen! Kann gornig nich bidüüden, wenn du up ens 'n Bornschen ore aewersten 'n Prerowschen un ok süh 'n Darßer vörstellst bi lebennigen Lin-

— kann all nich för'n Söhling düsen! Hir heit dat blot:
Fischlännner — ja, ne? Wat anners trecht hüt nich un morn
irft recht nich.

Dat is nu so mit Wustrow, mit Oll- un Nihagen. Ja ok
mit Ohrnshoop is dat nich recht wat anners. Wiß, dat sünd
Preußen dor un Pommern gor. Newer dei Or't, wat dei is,
dei möt doch dor un hier sowat binah stimiglik wäsen; denn
bi Licht biseihn sünd't wiß un woll Fischlännners altohop. —

't is nu al gaud un girn sin föhhunnertdörtig Johr her
dunnsso dacht sick koft tovören dei Pommernfürst Bogislav, wat
dei föft wir, ut, hei wol hir up Fischland so'n Ort zweit
Rostock upkamen laten. Un let hir förfäutsch son Or't Borg-
fräden, wat 'n destigen Torn sin ward, uprichten un süss noch
allerand dortau. Man, dei Rostocker wiren jo dunnmals, 1395,
nich ful un „togen mit dusent werstich ut unde brecken nedder
enen vasten Borchvrede to den Arnehope, dat dar licht in der
schede up Sant Wustrowe tuschen de herscop Rostock unde
Sund“. Un dunnsso wir't ut mit Bugen un Maken.

Blot, dat vörtau noch lange Johren so'n Ort groten Water-
graben vör Ohrnshoop tau twischen Bodden un See bigäng wir
mit Schäpfhoft hen un her un Toll un Tollhus up dei Krons-
boorg bi'n Ohrnshooper Brink sowat. Un dat ümmerher dei
Fischlännner Jungs sick bannig up dat Schäpfohren verstünn'n,
ümmertau. As noch dei Säegelschäpen bigäng' wiren — oha!
wir dat 'n Murki dunn hir tolann'n un dorvör an'n Strann'n,
oh-oh! — Hüt? Nu, murüm nich; dei See is ümmer noch dat
„Ein-un-All“. Man blot, dat 'n dat nu sächter angahn laten
mööt. Ok dei Fischeri, dei al fit dei Wendentiden heil väl to
bidüden harr, sächt al noch väl, väl länger, lett sächter angahn
upstunns. Wenn ok woll dei Schäpfohrtsschaul van 1846 af hüt
hüt un dissen Dag gaud up'n Damm blew.

Dat mit dat Baden un so, dat is hir so ganz biliütten
in'n Tog kamen.

Dunn, so üm Achtunwirtig rüm, mir hir al dei Dokter
Boldt bannig dor achter her, ut Wustrow sowat to maken.
Man, dunn, dei Tit ut güng dat jo noch heil kraensch mit dei
Schäpfohrt vörta; derwägen güng den Lür' ehr Tit den
Dokterkirl nich recht to Hand mit wat för dei „Iserbahners“
un so'n Ort Butscheneßlers mihr.

Newer dat dur 't sin Tid, dunnsso kem dat anners.

Gegen dei achtziger Johren hen güng dat trügg mit dei

Sägelschäpen. 1880 maakten min Klas und din Klas un Klas Klasen sin Klas 'n „Gemeinnützigen Verein“ up, un van dei Tid af sünd dei Lüd' tätig un deftig dorbi, för Grotstadtakels un annen Minschen sowat mihr in dei por Sommerdag', dei noch in 'e Mod bläben sünd, dat Läben hirrum paßlich un nääslich to maken.

Denn irst dei Buntmakers, wat dei Malerslied' sünd — oha!

Na, dei hewvt sick jo denn tovören nah Ohrnshoop hentreckt sowat. Un gaht meist gornich wedder weg dor — i-ne! Buhgt sick dor an — o-je! Ok ganz bunt, ja. Un läwt heil tosträden ehren Dag un ehr Tit af hirtolann'n. Un wenn sei nich utstarben, dennso kann't licht sin, dat sei, dat heit ümmer un ümmer wedder wat Nigs van ehr, up ewig blichen up dei hillig Insel mit ehr lütten bunt-un-grisen Hüser, dei so heil prächdig in 'e Schuling stahn un för minenwägt gaud un giraümmmer so stahn blichen kaenen.

Das nord-westliche Küstengebiet.

Im Häger-Ur't.

Früher, ganz früher, als noch die Wenden im Lande saßen als Herren, hat man's Drenow geheißen, — das Land etwa zwischen Hüttner Wohld, Kühlung, Ostsee auf der einen, Althof, Barkentin, den Schwaß-Orten, Bramow, dem Warnowufer auf der andern Seite: den ganzen Teil Mecklenburger Landes, der also nach der See zu liegt.

Damit sind 1171 die Mönche belehnt worden, die von Amelungsborn im Weserbergland her kamen, Glauben und Wissen zu verbreiten unter den „Heiden“ hierzulande.

Und es sind durch sie entstanden, durch sie und die heran gezogenen Siedler, die mancherlei Dörfer, die heute noch hier herum liegen, insbesondere auch die vielen Hagendorfer, die sich auf verhältnismäßig engem Raume verteilen.

Man gehe immer einmal in diese Dörfer hinein!

Sie haben ja auch einiges verloren vom ältesten Charakter dieser besonderen Siedlung. Aber sie sind doch auch noch unter den besten, klarsten Abbildern Mecklenburgs zu finden mit ihren Bauernhöfen, ihren bevorzugt (Barges- oder Adelborshagen) mit Storchfamilien sommerlich besiedelten Strohdächern über alten Kleinstaken-Wänden, und wer an altem Volkstum Gefallen findet, kann es hier, im Verhältnis gesehn, auch noch recht lebendig im Zuge treffen.

Einstmals, zur wendischen Zeit und eben darnach, war mit Ausnahme einiger Wiesen und Werder alles hier herum Wald. Vier Orte sollen zur Zeit der Übergabe des Gebietes an die Zisterzienser im ganzen Lande hier gewesen sein. Dabei wies der Boden eine für Ackerbau sehr geeignete Zusammensetzung auf. Auch für verwandte und noch andere

Zwecke, u. a. zur Glasgewinnung, ließ sich allerlei aus ihm herausholen. Kein Wunder, daß der „Häger-Urt“, der in deutschen Händen aus der Drenow geworden ist, seit langer Zeit zu den fruchtbarsten oder wie man auch wohl sagt „fettesten“ Gegenden Land Mecklenburgs zählt.

Man kommt, hingesehen auf Volkstum und so, in solcher Gegend leicht in die verwickeltesten Fragen hinein.

Da hat man nun oft einmal geglaubt, die alten Sachsen, also die Leute, die die „Kolonisten“ für Mecklenburg abgegeben haben, hätten das weiße Roß gewissermaßen in Erbpacht gehabt und darum und deswegen auch die Giebelbretter ihrer Bauten mit, natürlich, hölzernen Pferdeköpfen geziert.

Aber das war justament beinah ganz verkehrt geraten.

Denn zum ersten ist das weiße Roß nicht weniger wie etwa anderen Leuten den Wenden heilig gewesen, die vordem in der Drenow wohnten; so ziemlich alle ihre, ja nun leider hölzernen Götter im Lande hatten weiße Pferde zum Dienst. Zum andern hat man Pferdekopf-Giebelschmuck aus alten Zeiten u. a. in Litauen — dagegen hier im „Häger-Urt“ überhaupt nicht; hier gibt es Hängels oder Kniepen an der Stelle, Dinger, von denen keins irgendwie Neigung hat, nach innen oder außen zum Pferdekopf zu werden.

Diese ganzen Volksüberlieferungen hin und her: Schließlich sind sie doch allesamt zu wenig erforscht in ihren Gründen! Denn lange, sehr lange galt es nicht als standesgemäß für Forscher, so etwas zu erforschen. Wenn es sich allermindestens noch um Papuas oder Hottentotten handelte, dann ja; aber z. B. gewöhnliche Mäkelbörger — nein; da reichte die Kraft von wegen der Interessantigkeit nicht zu.

Es ist zuzugeben, daß sich eine leichte Besserung eingestellt hat. Gewiß reichlich spät; denn nicht der Tod allein, sondern auch die Zeit frisht manches, was unerzählich ist. So auch wohl die Stimmung, den Kern der Eigenart, die öftslings lebte im Häger-Urt, etwas von dem, was voreinst mein 1909 verstorbener Freund Helmuth Schröder faßte in die Versworte:

Lisen klingt as Abendklocken
Mi dörcht Hart dat olle Leid.
Gröding singt mi achtern Wocken;
Ach, wo doch de Tid hengeiht!

Up den Hüker ehr to Siden —
t Köpping leggt an ehren Schot —
Sehg den Fäden hen ick gliden,
As min Läben, sünner Not.

Klagend klüingen Scheitelklocken,
Größing fünn ehr ewig Rauh. —
Sing dat Leid ich achtern Wocken,
Hürt min Dochterkind nu tau.
Wat willst wohrn noch, un ick wanner
Ok den Weg, den allens geiht;
Achtern Wocken sitt 'ne anner,
Sitt dat Gör un singt dat Leid.

Althof-Doberan-Heiligendamm.

Wenn man's recht nimmt, läßt sich eins garnicht ohne das andere sehen, verstehen.

Es muß vielmehr noch eins hinzugenommen werden: Der Hütter Wohld! Diese herrlichen Wälder auf, in, zwischen den Höhen und Tälern, an den Bächen, die von den Bergen rinnen, an der See, der schier unendlich ins Weite gedehnten baltischen See. Es muß, mit dem berühmten „einen Wort“ zu reden, das Ganze der Landschaft hier herum in einem erfaßt werden. Dann wird sie so als Einheit lebendig. Dann wacht all das auf, das sonst schläft. Die Könige der Vorzeit, die hier in den Tälern wohnten, auf den Hügeln schlafen gingen. Die weißen Frauen, die sich um die goldenen Wiegen mühen, sie zu mitternächtiger Stunde ins Schwingen bringen. Die frommen Pilger und Hüter aus fernem Land, die hierher kamen im Dienst des Glaubens am Wunder. Zur Arbeit an Menschenseelen wie an der Fruchtbarkeit der Felder. An der Kultur, deren späte Blüten dann ein Fürst zu pflegen bemüht war. Jener erste Friedrich Franz, dessen Sonnenhof nun unvergänglich fortlebt in den weißen Häusern am Kamp und an der See.

Es ist schier merkwürdig, aber doch, trotz aller auch viel beschriebenen Seelenlosigkeit unsrer Zeit wahr: Felder und Wälder um Doberan haben noch mancherlei Winkelgeheimnisse bewahrt aus uralten, alten, ja, sogar aus beinah jüngeren Zeiten. Es liegt da, beispielsweise gesagt, eine Mühle am Bach unten zwischen alten Bäumen am Berg. Wer da hinein kommt, hinten am Wehr über diesen wunderlichen Bach springt, dahinten längelang sich zwischen tausendsachem Grünen, Blühen zur rechten Stunde auf den Rücken legt, ansonst garnichts mehr denkt, will, tut . . . zu dem kommen die Geisterchen aus der Runde hier und wispern und erzählen — wunderbar ohne weiteres, was die alles wissen! Man braucht nur nipp zuzuhören.

Die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts gehört im Norden Deutschlands dem Ruhm und — dem Fall Heinrichs des Löwen. Seine Gedanken, sein Leben gehören der Idee, deutsche, welfische Macht aufzurichten bis weit in den Osten hinein. Vor allem das Meer zu gewinnen, dieses baltische Meer, das bis dahin den Slaven und den Dänen die meiste Zeit untertanig war.

Die Ausführung dieser bezwiegenden Idee bis ins Letzte hinein ist dem Braunschweiger Löwenherzog nicht möglich gewesen. Vielleicht ein Mangel an genügender Vorsicht hat ihn straucheln lassen auf halbem Wege; als ein Gebannter, wenn auch im Kerne nicht Bezwungener, ist der alte Welf im Jahre 1195 in seiner Stadt Braunschweig gestorben.

Am Leben dieses Fürsten rankt sich mancherlei mecklenburgische Geschichte hoch. Vor allem von Mecklenburgs Fürstenhaus her. Es war wendischen Stammes. Und es hat recht lange gedauert, bis es sich bückte und bog so, wie es geschehen mußte nach des Schicksals Willen. Niklot, Wertislav, Pribislav: drei Namen nur aus obotritischem Fürstenstamm zur Zeit Heinrich des Löwen, drei Namen indes, die Bände füllen können mit dem, das durch sie und den Braunschweiger Geschichte ward. Der letzte von ihnen gewann vom Löwenherzog Rechte und Pflichten der Landesfürsten — die Niklot verloren hatte — zurück. Durch Bischof Berno von Schwerin getauft, hielt er, zuvor bezwungen durch die Macht Heinrichs, dem Braunschweiger und der Kirche Treue. Schenkte so dem Berno und durch ihn den Amelungborner Jöglingen, den Zisterziensern vom Weserkloster Amelungborn Land und Wald und Menschen um Althof her zur Arbeit an Dingen und Seelen. So daß, als die Boten der Kirche mit je einem Dutzend Mönchen und einem von Laienbrüdern im März des Jahres 1171 hier zugezogen waren, durch sie im Tale von Althof das erste christliche Bethaus Mecklenburgs aufgebaut ward an der Stätte, die heute noch eine Kapelle trägt.

Es ist, geschichtlich gesehn, nicht so sehr wesentlich, daß 1197, ein Jahr nach dem Tode Pribislavs, Kloster und Klosterbrüder von Althof einem letzten Wendenaufstande zum Opfer fielen; was so zugrunde ging, erstand wenige Jahre hernach, von 1186 aus, schöner und mächtiger ein wenig's doberabwärts in Doberan. So mächtig und groß, daß das schönste Denkmal solcher Größe, die Klosterkirche von Doberan, noch

heute in seiner Herrlichkeit stumm wohl, aber darum nicht weniger wirksam von der Glaubensmacht jener alten Zeiten Kunde zu geben weiß.

Unterm Krummstab ist gut wohnen. Das haben dann Jahrhunderte lang die Bewohner also klösterlichen Landes hier herum erfahren. Schon die ersten Sendboten aus Amelingborn hatten auch jene andere Gewohnheit eingeführt, die, den Gliedern des Fürstenhauses in den Kirchen Grabstätten für ihre Toten zu bieten. Woizlawa, die Gattin Pribislaws zuerst wurde in der Althöfer Kapelle gebettet. Und auch ihn selber, der zu Lüneburg bei einem Turnier vom Leben zum Tode kam, holten zu späterer Zeit die Mönche von Doberan heim zu sich. Diese Klosterbrüder, von denen die Sage sind zu melden weiß, daß die Macht ihres Gebets in einer Sturmnacht das entstehen ließ, was — in völlig anderer Gestalt freilich — dann doch erst nach langen Jahrhunderten eigenste Kraft erweisen sollte: den heiligen Damm, dessen Wellenspiel Deutschlands erstes Seebad nun auch schon wieder mehr denn hundertdreißig Jahre umwogt.

*

Doberan zur Zeit des ersten Friedrich Franz: da springen recht eigentlich alle Brunnen, deren Quellwasser in jenen früheren Zeiten der Mönchsgewalt doch noch verborgen geblieben war!

Sie, diese Kirchenherrschaft, war nun auch Jahrhunderte lang schon wieder schlafen gegangen. Ein müdes Dörflein nur zehrte hier an Bäckbarg und Doberbach von altem, halbverwehtem Ruhm; was eigentlich damit gewesen sei, wußten die wenigsten von den paar Bauern und Handwerkern, die hier ihre por Dag' so hinlebten.

Dann kam er, der Herzog vom Land. Und sah mit den scharfen Auglein, in denen zu allen Zeiten ihres Daseins so etwas wie ein nicht eben sehr angelegentlich verborgnes Zwinkern zuhause war, daß es hier „gut sein“ müßte. Und ließ also bauen mancherlei. Hier und da, und da und hier — überall, wo es nottu n mochte. So daß das Doberan nach ihm, mitsamt dem feinen Anhängsel des „Dammes“ ein ganz anderes war, blieb, als es vordem gewesen.

*

Die, alleweil langsame, Entwicklung des Wesens und Tuns der Seebäder ist ja auch ein eigen Ding für sich.

Die in Sachen der See immer ein wenig überschlauen Engländer sollen damit angefangen haben. Wie sie das im einzelnen machten, ist nicht so recht, zum wenigsten nicht genau aufs Tüttelechen bekannt. Genug, daß sie um 1750 herum dazu kamen, sehr teilweise ihr Heil in Seebädern zu suchen. Und richtig, daß bei uns in Deutschland die Hannoveraner, die in jenen Zeiten ihre Welfenfürsten gewissermaßen an England ausgeliehen hatten, einige Zeit später dazu kamen, die Nachfolgerschaft mindestens anzuraten.

Da war erst einmal der Pastor Janus, der um 1783 auf der Insel Juist amtierte. Der versiel in seiner, ziemlich massenhaften, freien Zeit auf den immerhin reichlich schnurigen Gedanken, daß die Seekrankheit, die man sich etwa bei einer Uebersfahrt vom festen Lande nach Juist hin verschaffen konnte, heilend oder doch lindernd auf allerlei Gebreke der sündigen Menschheit einwirken würde. Er wollte sogar eine Badeanstalt auf Juist errichten, legte sich dafür ins Zeug. Aber mit seinen seekranken Ideen kam er einstweilen nicht durch; seine Mitbürger fanden sie zu sonderbar, als daß sie mit ihm in die gleiche Kerbe gehauen, so die Idee auch wirklich auf der ganzen Linie ausprobiert hätten.

Indes war da zur selben Zeit bei den Hannoveranern, nämlich in Göttingen, ein berühmter und auch sehr gescheiter Professor der Physik im Amte: Georg Christian Lichtenberg (1743—99). Der sah die Sache anders an. Er schrieb über den Nutzen des Badens in der See einen gelehrten und auch — denn er war eigentlich ein Satiriker — unterhaltsamen Artikel, veröffentlichte ihn 1793 im Blättchen der Zeit und der Gegend für gebildete Leute, „Hannoversches Magazin“ genannt. Und fand nun immerhin etwas, was dem guten Pastor Janus nicht zuteil ward, ernsthafte Beachtung. So zwar, daß sein Rat, in Cuxhaven den Anfang zu machen mit der Seebad-Einrichtung, doch wieder nicht durchdrang. Daß aber die so entschachte Bewegung dem Herzog Friedrich Franz I. von Mecklenburg nahe kam, der nun seinem Leibarzt, dem Rostodier Universitäts-Professor Hofrat Dr. Samuel Vogel, den Auftrag gab, „wegen Anlegung eines öffentlichen Seebades bei Doberan die nötigen Untersuchungen anzustellen und zugleich einen Plan zur bequemen und zweckmäßigen Einrichtung desselben einzureichen“. Was durch diesen Herrn „postwendend“ geschah. So, daß schon im August des Jahres 1793 die ersten See-

bäder am Damm genommen werden konnten, im September auch vom Herzog selber, der überhaupt der Sache — und damit auch dem Ausbau von Doberan — dauernd stärkste Anteilnahme und Förderung zuwandte.

Bier Jahre später haben dann die Hannoveraner, als sie sich entschlossen, auf Norderney nun den Mecklenburgern zu folgen, erst einmal ihren Landphysikus, den Doktor von Halem, nach Doberan-Heiligendamm geschickt, sich zuvor zu unterrichten über das, was man tun müsse für die Sache. 1799 ist Travemünde, 1803 Kolberg gefolgt. Und 1818 hat Fürst Malte von Putbus für sein Residenzlein Doberan-Heiligendamm durch Putbus-Lauterbach ziemlich getreulich nachgeahmt. Indes z. B. Warnemünde um Einiges später, wenns richtig ist, durch die Großtante von Julius Wiggers, eine Rostockerin, zum Badeort gemacht ward, Boltenhagen durch ein paar hungrig gewordene Städter, die sich bei Ecke-Westphal oder dort herum vor allem ordentlich sattessen, bloß daneben mal abbaden wollten.

*

Aber das, diese Beschäftigung gewissermaßen mit der ganzen Welt un noch'n por Körper führt uns hier fürs erste büschchen reichlich weit; zunächst haben wir es doch immer noch mit „Bran un'n Damm“ zu tun.

Also, hier sah die Sache etstlich mal to'n Brüden hentau ut. Nämlich mit der Unterkunft. Lieber Himmel, man hatte zwei Krüge im Dorf: Den „Landkrug“ an der Landstraße Rostock-Wismar und den „Lindenhof“, was eigentlich ein Posthaus am Kamp war — was aber, nämlich was den Kamp angeht, noch gar kein Kamp so ungefähr in dem heutigen Sinne, sondern bloß erst eine Viehweide war. Das genügte wohl für Hannjochen un Krüschan in Bran selber und auch für die paar Leute, die dann mal so vorbei kamen, doch man so inkiken deden. Aber für Dörläuchting, seine Hofleute und nun gar die andern Badegäste alle — ne, da langte das natürlich nicht. Two; bei weitem nicht!

So kam Karl Theodor Severin dazu, im Laufe von etwa dreißig Jahren das klassizistische Doberan zu schaffen, das sonach — wenn auch wohl durch einige Umbauten und auch einiges Abreißen geschwächt — so besonders charakteristisch wirksam wurde.

Ueber den Menschen und Künstler Severin soll noch an anderer Stelle (vgl. „Vom Alt-Doberaner Baumeister“) gesprochen werden. Es genügt danach hier im wesentlichen lediglich einige Ergänzungen mehr chronologisch-augeschichtlicher Art zu geben.

Neben J. C. von Sendewitz in der Landesbauleitung seit dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts hervorragend tätig, hat er von etwa 1801 ab bis 1836 in Doberan gelebt als Landbaumeister. Schon vorher wirkte er anscheinend unter der Leitung Sendewitz' am Bau des Vogierhauses zu Doberan, des ersten größeren Baues zur Hebung der „Unterkunftsnot“ der Badegäste mit; es wurde 1796 fertiggestellt. Da es nicht zureichend Raum bot, erhielt Severin Auftrag, einen größeren Bau der Art, besonders mit einem größeren Saalbau zu schaffen; dieser Bau, hernach bis zu seinem Ende, dem Umbau für Zwecke des Rathauses und des Amtsgerichts um 1879, als der „Salon“ auftretend, ist der erste unter denen, die Severin in Doberan stellte. Es folgten: das Theater (auf dem Platz des jetzigen Gymnasiums, das 1887 nach Abbruch des Theaters errichtet wurde), das Palais — jenes 1806, dieses 1810 vollendet —, Kurhaus und, rechts daneben, inzwischen längst abgebrochen, Badehaus Heiligendamm, Prinzenpalais (jetzige Landdrostei), Stahlbad, Kamppavillon und mehrere Privathäuser in Doberan.

Das neue Doberan, das also entstand, hatte den großen Vortzug, aus einer Hand hervorzugehen. Und diese Hand oder diese Hände: sie waren zweifelsfrei auf ihrem besonderen Felde hervorragend geschickt. Völlig unverändert spricht davon ja wohl nur mehr das großherzogliche Schloß am Kamp und das, 1814 fertig gewordene Kurhaus — ursprünglich auch Salon genannt — am Meer und Damm; denn alles andere ist mehr oder weniger geändert, soweit es nicht ganz auszuscheiden hatte *). Palais und Kurhaus: sie beide aber sind in ihrer Art schöne Zeichen eines Bauwillens und -könnens, das vorab die Aufgabe begriffen hatte, eines heiteren Sommerhofes Kinder in lichten Formen und Farben zu sein.

*) Das gilt nicht für die Kamppavillons; aber diese Kleinbauwerke, die Klassizismus und Ostasiatisches mischen, sind auch nur als Spielereien anzusehen, als leichtere Ware, die ihrem leichteren Zweck ja auch zureichend gerecht wird.

Leicht, in Anmut und Fröhlichkeit sollte sich dieses sommerliche Leben auswirken können. Nicht Rang, nicht Zwang sollte das Erste sein, sondern Geist und Laune. So vor allem dachte es sich der Schöpfer des Ganzen, Friedrich Franz I., ein Landesvater, der gerade damals, als Doberan im Werden war, 1806—07, für etwa ein Jahr das Land auf französisches Geheiß verlassen mußte.*). So auch war das ganze Tagesprogramm auf Doberan und den Damm verteilt. Es sah vormittags Fahrt oder Ritt zum Damm vor mit anschließendem Bad. Soweit die Teilnehmer nicht — wie der Hof, die adeligen Gutsbesitzer — Fuhrwerk selber besaßen, wurde es durch die Post oder durch Bauern aus den benachbarten Dörfern gestellt. Dafür wurden 48 Schillinge gezahlt — ein Taler späteren Geldes. Gegen 11 Uhr nach Doberan zurückgekehrt, erging man sich dort zunächst bei Musikvorträgen der herzoglichen Harmonisten oder der Militärkapellen aus Rostock, Schwerin, Wismar vorwiegend auf dem, alsbald in eine öffentliche Anlage durch Anpflanzungen usw. umgewandelten Kamp. Um $\frac{1}{2}$ wurde im Logierhaus oder Salon getafelt, wobei Herzog und Hof zwanglos, bald hier, bald auf einem anderen Platze am Essen teilnahmen. Der Nachmittag gehörte Ausflügen oder Belustigungen auf dem Buchenberg, wo besondere Pavillons errichtet waren.

Doberan hat in seinen Glanztagen eine Spielbank gehabt. Oder eigentlich zwei davon. Denn in jener Frühzeit des Badelebens wurde im Lindenhof an einer Silber-, im Logierhause an einer Goldbank gespielt — von 11 bis 1 Uhr mittags, 4 bis 6 Uhr nachmittags, 10 bis 12 Uhr abends. Es scheint im ganzen nicht besonders „hoch“ hergegangen zu sein dabei. Zwar, jenem guten Rostocker Pöttermeister ging es schlecht, der mit dem Herzog zusammen spielte, wobei sie beide verloren. Aber er hatte zum wenigsten den Humor nicht draufgehen lassen. Könnte so dem Herzog auf dessen Frage: Wat nu? ziemlich gleichmütig erwidern: „Je, Herr Herzog, ich glöw, ich gah nah Hus un mak Schöttel un Pött van frisch, un Sei kaenen jo man wedder frisch Kuntebrutschon (Steuer) utschreiben laten“.

*) Zur Erinnerung an die Rückkehr aus Altona wurde in den Folgejahren am 10. August am Heiligen Damm und auch in Doberan alljährlich ein Fest gefeiert, das u. a. auch Segelfahrten in See vor dem Damm aufwies.

Und dann gab es, seit 1804, die großen, mehrtägigen Rennen. Zuletzt kamen die Bauern dran. Das heißt eigentlich nicht sie, sondern ihre Pferde, auf denen sie saßen. Aber landläufig waren es doch seit alter Zeit Bauernrennen. Anschließend folgte denn auch richtig das Fest der Landleute auf dem Kamp mit Tänzen und allerlei fröhlichen Dingen sonst. Mit „Baujhalls“, Feuerwerken der Art, wie sie damals zu jedem richtigen Feste gehörten, meist im „Englischen Garten“, um die Kirche herum, abgebrannt wurden. Und mit jenem Durcheinander der Festteilnehmer vor allem, das Gedanken an zwanghafte Betulichkeit nicht aufkommen ließ in der Runde.

*

Es ist lange her, seit es so gewesen. Die alte Fröhlichkeit hat sich überlebt. Das älteste deutsche Seebad hat viele Herren gesehen, seit die Landesfürsten es, 1873, aufgaben; es ist das älteste und, vielleicht, schönste wohl, aber nicht das glücklichste geworden.

Vieles auch wandelte sich in den Jahren in den Formen, wie man Seebäder nimmt. Zuerst kletterte man sein langsam vom Ufer aus hinein ins Wasser. 1794 schon hatte man zwei Badeschiffe da, die durch Badehäuschen ergänzt wurden. 1801 kam ein Steg mit abschließendem Badehüttchen für die Weiblichkeit hinzu, wogegen die Herren sich mit zwölf Schilderhäusern am Land beholfen. Auch das gefiel nicht. 1803 trat der erste Badekarren nach englischem Muster auf, der das Verfahren erlaubte, den oder die Badelustigen eine Strecke weit in die See hinein zu fahren, sie dort der Einsamkeit zu überlassen. Mit dem freundlichen Badegruß wohl vom ersten deutschen Bademeister Johann Both, der da lautete: „Is hüt god baden“! Mit welchen Badekarren man sich lange, bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus nicht nur hier am Damm beholfen hat. Bis dann langsam die eigentlichen „Badeanstalten“ eingerichtet wurden, die danach mannigfach erweitert oder verbessert worden sind.

Über allem Wechsel hinaus hat der heilige Damm sich den Charakter vornehmer Sonderformen bewahrt. Diese Eigenheit und sein herrlicher Wald am Strande: beides kann nicht verloren gehen, wenn es gepflegt wird. Damit aber bleibt zugleich das beste Erbteil lebendig aus Zeiten, die vergangen sind.

Im Dom zu Doberan und daneben.

Ein Dom soll die vornehmste Kirche eines Ortes sein, sagen die Meister der Regeldetrie für dergleichen. Wie aber wenn in einem Lande oder doch einem Landesteile eine Kirche so mächtig und groß hervortritt, daß ihr niemand in solchem Umkreise den ersten Rang streitig macht? Dann ist das sicherlich ein besonderer Fall. So mag denn dieser besondere Fall an der Stelle unserer Küste gelten, wo in also besonderem Maße mit ihm zu rechnen ist.

Hans Mück, der in seiner „Norddeutschen Backsteingotik“ die Doberaner Kirche unter allen Kulturbauten in ihrer Art am höchsten stellt, nennt sie dort das „Münster von Doberan“. Da wir allhier im Norden aber doch mit einem Münster nicht allzuviel anzufangen wissen, sei dem Dom der Vorzug gegeben, der auch so zu Recht hier stehen wird.

Mück kommt in dem besonderen Kapitel, das er unserem Doberaner Kirchenbau allein widmet, alsbald darauf zu sprechen, was für ihn — und auch für uns — bei Bewertung dieses Baues voransteht: auf den Innenraum, der in der Tat und mit reinster Wahrheit gesagt, etwas vom Edelsten stellt, das überhaupt je Kirchenbaumeistern gelang. Es heißt bei Mück u. a.:

„Von allen Kathedralen Norddeutschlands hat das Doberaner Münster den edelsten Innenraum. Das Innere wirkt wundervoll harmonisch. Das Auge schwingt sich in die Höhe und in die Tiefe und findet an den mächtigen Pfeilern, den breiten Mauerflächen zwischen den Bogen, in dem breiten Bande des Blendtriforiums und nicht zum wenigsten in den Fugen der Backsteine vollkommene Ruhepunkte. Hier ist kein Taumel, kein Rausch, sondern nur klare, sichere Ueberwindung des Erdendruckes, eine bewußte Freiheit, die das Gefühl der Spannung nur andeutet, um es in leuchtendem Einklang zu lösen. Die Klarheit und Sicherheit in der Ueberwindung des Reiches der Notwendigkeit ist mit so beschwingter Feinheit und Eleganz gepaart, daß ich diesem Innenraum in Deutschland nichts zu vergleichen weiß.“

Man weiß nicht, welchen Meisters Werk diese herrlichen Hallen sind.

Sie entstanden in siezigjähriger Arbeit, in der Zeit von 1298—1368. Vor allem auch der Kapellenkranz, der sich um den überragenden Mittelbau legt, weist auf bedeutende Einflüsse von Flandern oder auch von Nordfrankreich aus hin; aber das Ganze ist Geist und Form von der besonderen Art, die sich im Norden und Osten Deutschlands mit überzeugender Selbständigkeit gebildet hat.

„Trotz alledem“, sagt Much an anderem Orte im genannten Buch, „würde der Innenraum doch nicht so vollendet wirken, wenn nicht auch in der Ausstattung das Auge nirgends beleidigt würde. Die beiden affektierten und pomphaft-öden Renaissance-Kapellen des Herzogs Adolf Friedrich und seiner Frau sowie die des Ministers v. Behr sind glücklicherweise fast verdeckt, so daß der Gesamteindruck rein gotisch ist. Und was ist das für ein Eindruck! Mit Recht röhmt Schlie (der frühere Landeskonservator, Verfasser eines mehrbändigen Kunstdenkmälerwerkes. D. B.), wie das Pfalzenornament in wundervoll freiem Spiele so maßvoll zurückhaltend und doch so von solchem unüberstehlichen Reiz der Harmonie und zugleich von solcher inneren Macht sei, daß es alles gleichzeitige Geschrank, Gestühl und Gefäsel in der Kirche von Holz und von Stein in seinen Bann ziehe und ihm ähnliche und verwandte Formenverhältnisse aufzwinge. Wundervoll sind die Stuhlwangen, schön geteilt und vollendet geschnitten. Selbst die Klappstühle werden schönster Schnitzschmuck, von den Baldachinen gar nicht zu reden, deren Reichtum in stets neuen Mustern von Maßwerk und Rosen schier unerschöpflich ist“.

Unter den weiteren Einrichtungsgegenständen kirchlicher Art treten besonders das fast zwölf Meter hohe Sakramentshäuschen neben dem Altar — und mit ihm —, weiter das Triumphkreuz mit dem Kreuzaltare hervor. Schlie sagt über dieses Kreuz in seiner zurückhaltenden Weise: „Man wird recht gewahr, welch ein seltes und großartiges Werk die Hochgotik in diesem ungewöhnlich großen Triumphkreuz besitzt, ein Werk, das in Zukunft von der Geschichte der deutschen Plastik nebst den anderen Schnitzwerken der Doberaner Kirche nicht mehr wird übergangen werden können“. Was dann ja wohl doch, trotz der Bescheidenheit des alten Schlie, so etwas wie ein frommer Wunsch geblieben ist.

Da waren freilich die alten Herren und Dichter von anno dazumal, als man die wundervollsten plattdeutschen Grab-schriften der Welt für die Bülow's, Sallerns und die andern alle schuf, von vornherein deutlicher in ihrem Meinen und Wollen. So in der bekanntesten aus diesen Hallen (Bülow):

Wiek, Düwel, wiek wiet van my,
Ich scher mi nich en Hoht üm dy,
Ich bün en meckelbörgsch Eddelmann,
Wat geiht di Düwel mien Supen an?
Ich sup mit mienem Herrn Jesum Christ
Wenn du Düwel ewig dösten müht,
Un drink mit em söt Kolleschal,
Wenn du sittst in de Hellenqual.

oder auch in den anderen:

Hier ruhet Herr von Sallern,
Mein Gott, wat däd he ballern,
Wenn he de Buern klopp!
Nu heppen sei em hier inproppt.

Und weiter:

Hier ruhet Johann Gottlieb Merkel,
In stiene Jugend was hei en Ferkel,
In sienem Oeller was hei en Swin,
Mein Gott, wat mag hei nu woll sien?*)

Das ist das Köstliche an diesem Gotteshause, daß es in allem klare Linien zeigt. So im Dome, so daneben in dem kleinen Beinhause und auch in den Mauerresten auf der andern Seite.

Wie mag das gewesen sein im alten Kloster, dessen letzte Reste nun ja seit recht langer Zeit keinen klaren Ueberblick mehr gestatten? Schade, daß eine andere Einstellung zu Bauwerken der Vergangenheit von Bedeutung, wie wir sie heute haben, so wenig davon erhalten bleiben ließ.

*) Es gab früher hier im Kirchenraume noch eine größere Anzahl besonders eigenartiger Reliquien, so eine Sprosse der Himmelsleiter, die Jakob im Traume sah, eine Flasche mit ägyptischer Finsternis, einen Knochen von Adams Großmutter (der eigentlich vor Zeiten der Knochen eines Hirsches war), u. a. m. Einzelnes ist im Heimatmuseum zu finden, anderes ging spurlos fölten, weil eine neue Zeit sich keinen Vers mehr auf die alten Dinge machen konnte.

Dass sich diese Neigung zum Erhalten mächtiger auswirken konnte bei dem Brauereibau der Klosterbrüder mag ein Zufall sein. Oder sollte diese Brauerei über die Mönchszeit hinaus das nahrhafteste Gewerk hier herum gestellt haben? —

Eine still-beschauliche Welt für sich stellt der alte Friedhof unterm Bökbarg.

Hier ist ein Nachhall der stolzesten Doberaner Zeit, der unter Friedrich Franz I., eingesangen, der dem andern um den Kamp herum nur wenig nachgibt — wenn er auch wohl von der Flut der Neugier-Zeitgenossen wenig oder nicht beachtet wird.

Wer norddeutsche Grabmalkunst in der Zeit vor nun rundum einhundert Jahren kennen lernen will, kann sie hier jehen. Und zugleich ein besondres Stück davon, das sonst nirgends wiederkehrt: das also einzigartig bezeichnende Steinmal, das Friedrich Franz I. seinem „schönen Mohren“ setzen ließ.

In dem Werk ist eigentlich wohl das Eigene dieses sonderlichen „Doberaner Zeitalters“ am klarsten erhalten: dieses Leben in Schönheit, das auch seine Geringsten im sterbenden, im toten Mohren ehrt. Wer dieses alte Doberan wirklich kennen lernen möchte, kann an solchen altersgrauen Abzeichen seiner Wesenheit nicht vorübergehen.

Vom Alt-Doberaner Baumeister.

Die neuere mecklenburgische Baukunst ist nicht gerade überströmend reich an Individualitäten von sonderlich merkbarem Rang. Es steht Demmler da. Aber man muß sich doch wohl mit den Jahren sehr viel Mühe geben, wenn es lückenlos gelingen soll, just das Eigene bei ihm erstens zu finden, zweitens anzuerkennen.

Sonst . . .

Man braucht die Barca und Willebrand, die Möckel — der übrigens ja geborner königlicher Sachse war — und Korff und wen sonst noch nicht gleich zu unterschätzen; das Über-schätzen machen sie einem ohnehin wohl reichlich schwer.

Aber da war einer in der Zeit vor auch nun hundert-und-jo-und-soviel Jahren, um den mag es immerhin schade gewesen sein, daß er lange Zeit so gut wie vergessen war. Bis ihn dann eines Tages ein junger Mann aus Doberan hervor-suchte, den Staub von seiner Herme wischte, klar aufwies: Dies war er! *)

Die Künstler-Persönlichkeit des Theodor Severin — um den es sich hierbei handelt — darf wohl unbestritten zu den innerlich reizendsten gezählt werden, die die Baukunst dem Lande hier geschenkt hat. Sie berührt uns im Zusammen-hange mit diesem Buche um so mehr, als es ja Severin war, der „das neue Schaubild von Doberan“ als auch vom Heiligen-damm geschaffen hat. Der den Wünschen als Baumeister zu genügen hatte, die der erste Friedrich Franz zu stellen wußte zur dafür entscheidenden Zeit.

Severin war Waldecker. Im Jahre 1763 zu Mengeringhausen als Sohn eines Konsistorialrats geboren, kam er um die Wende des letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts in das Berlin David Gillys. Gilly und sein jung gestorbener Sohn

*) Thielcke, Die Bauten des Seebades Doberan-Heiligen-dam um 1800 und ihr Baumeister Severin.

Friedrich, außerdem noch Heinrich Genz: sie, die Führer damit des Berliner Klassizismus jener Tage, sind recht eigentlich Vorbild und Lehrmeister des jungen Waldeckers gewesen, der dann um die Wende 1795—1796 als Nachfolger des Baukondukteurs von Seydewitz nach Schwerin kam.

Im Jahre 1801 hat Theodor Severin hiernach in Doberan als erstes der neuen offiziellen Gebäude den „Salon“ aus- und aufgeführt, der später vergrößert (1879 zum Rathaus und Gerichtsgebäude umgeändert) ward. 1805 dann vom Herzog mit Planung und Ausführung zunächst des Schauspielhauses, darauf des Palais in Doberan beauftragt, gleichzeitig als Landbaumeister für die Aemter Bülow, Doberan, Ribnitz, Rostock, Rühn, Schwaan, Sülze, Toitenwinkel mit dem Amtssitz Doberan berufen, hat Severin in solchen Eigenschaften Doberan und dem „Damm“ baulich das Gesicht gegeben, das an anderer Stelle hier auch noch gesondert zu Betrachtung kommt.

Die baukünstlerischen Eigenheiten Severins (dessen Wohnhaus Alexandrinenstraße 32 in Doberan — außer den weiterhin genannten offiziellen und auch einigen weiteren Privatgebäuden noch erhalten ist) zeigen sich, wie schon gesagt, stark beeinflusst durch die Gillys und Genz. Sie sind klassizistisch im reinsten Sinne des Wortes. Severin ist der schlechthin vollkommenste Vertreter dieser Bauformen in Mecklenburg un darüber hinaus an der mehr westlichen Ostseeküste Deutschlands. Er hat u. a. auf Rostocks Bauschaffen der Zeit eisentlich stark anregend gewirkt. Man braucht nur an die Gegend um den heutigen Blücherplatz und etwa noch an die alte Post zu denken, um dies nachdrücklich bestätigt zu finden.

Leider ist gerade diese anregende Wirksamkeit von Severin noch so gut wie ganz unausgeschöpft. Es geschieht ja meistens in Mecklenburg oder von Mecklenburg aus viel eher etwas für Troja oder auch die Eskimos als — man denke! — für mecklenburgische Sonderfragen. Caspar Friedrich und der gleichen . . .

Schon gut!

Severin starb im Februar 1836, kurze Zeit vor dem Fürsten, der ihn berief, das Doberan und den Damm zu schaffen, das ihm vorschwebte. Der Baumeister von Doberan war zuletzt Verwalter der Seebadeanstalten gewesen; sein

Sohn hatte ihm die besonderen baulichen Aufgaben in den letzten Lebensjahren abgenommen.

In der Baugeschichte Mecklenburgs vor allem seiner besonderen Strandwelt weiteren Sinnes kann Severin nun so bald nicht wieder vergessen werden.

Vom ersten Friedrich Franz.

Man nennt ihn auch wohl den Begründer von Doberan, Doberan-Heiligendamm in späteren wie im heutigen Sinne verstanden. Weil das richtig ist, wird im Rahmen dieses Buches das dahin abzielende Wirken dieses Landesfürsten aus der Zeit vor hundert-und-einigen Jahren noch gesondert behandelt. Hier mag allgemein ein Weniges zu dem Thema gesagt werden, das der erste Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin stellt.

Dieser erste Friedrich Franz ist mir immer als ein Mann erschienen, der in einer für seine Zeit ungewöhnlich zu nennenden Form — sagen wir: den Ton angab. Ich dachte zu immerhin mehreren Malen darüber nach, wie man der besonderen Wesenheit dieses besonderen Menschen wohl zu unserer Zeit wirklich und wahrhaftig näher kommen könnte. Und saß für diese Zwecke noch im Sommer des Jahres 1927 im Studienraum der Landesbibliothek zu Schwerin ungefähr einen halben Tag lang. Es war sehr schön, sehr still-friedlich in diesen alten Kreuzgang-Räumen des herrlichen Domes der Landeshauptstadt. Ich wälzte denn auch mit einem gewissen Behagen dies und jenes von den Schäzen der Landesbücherei durcheinander, blätterte die recht zahlreichen Seiten des „zuständigen“ Verzeichnisses um, merkte immer noch eins an von den tatsächlich sehr zahlreichen Nummern, die mit Serenissimus dem Ersten seines besonderen Namens zu tun hatten. Besah, las sehr viel Hochseliges und auch noch anderes. Kam aber leider dabei nicht aus der Stelle. Denn all diese, gewiß von ihren Urhebern als sehr zweckmäßig und würdig empfundenen — ich bitte um Verzeihung — Drahnereien brachten einfach und rundweg nichts für die erstrebte nähere Erkenntnis dessen, was man zu seiner Zeit etwa die Seele dieses Menschen Friedrich Franz I. in geziemender Hochachtung wohl hätte nennen können. Auf den Gedanken, sich mit eindringlichem Erfühlen in dieses Menschen Sinn und Seele zu versenken, — auf diesen ganz bescheidenen Gedanken ist, wie es scheint,

in hundert und mehr Jahren überhaupt noch kein zeitweise lebendiger Mensch gekommen! . . .

Wie schade ist es doch oft um das bischen natürliche Summelei von Menschen, die schließlich nicht mehr da sind.

Da steht nun seit dem Jahre 1785 an der Spitze der Landesregierung ein zunächst erfreulich junger Mann (geb. 1756), der es, leider, mit der Frömmigkeit seines Vorgängers und Ohms, des frommen Fritzen, der von 1756 her den „Mehlsack“ des „alten“ Fritzen von Preußen verwaltete, für sich nicht so genau nahm. Der eher etwas reichlich viel vom Weltmann in sich trug so, wie man das zu der Zeit höherenorts wohl verstand. Und an dessen bedenklichem Nichtwollen es scheinbar nicht gelegen hat, daß der Hof des Karl August von Weimar hier in der „Sandwüste“ Mecklenburg einen Zwillingssbruder von recht handlichem Format bekam. —

In irgendeinem Zusammenhange mit Friedrich Franz I. meine ich einmal vor Zeiten das Wort Schürzenjäger gelesen zu haben. Natürlich ganz versteckt; der, der es niederschrieb, tut sicher heute noch Buße deswegen; und das wohl mit Recht. Aber eben: Es stand doch da! Stand da als das — hol mich dieser und jener! — einzige Wort, das in die Kammern der Seele dieses Menschen und Fürsten von der einzigen Seite her ein ganz klein wenig einzuführen vermag, die sonst durch die mehr oder weniger untertänigen Skribenten aus vergangenen Tagen niemals Berücksichtigung fand. Rämlich von der einfach menschlichen Seite her, die in ferneren Tagen oft das Einzige bleibt, das zum Betrachten noch anrezen kann.

Es ist nun nicht gesagt noch überall zu sagen, daß Wort und Begriff der verwendeten Art auch gleich überströmend ausschließend wirken könnten; das nicht. So einseitig war dieser Mann denn doch nicht, daß man ihm von einer Seite her allgültig beikommen könnte! Just die Vielseitigkeit, das „Intuitive“, Originelle im besten Sinne — das ist das Bestimmende an diesem fürstlichen Geist. An diesem Mann, der so sehr oft voran geht in Dingen oder Fragen der allgemeinen Kultur. Der ein erstes Seebad Deutschlands beinahe buchstäblich aus der Erde stampft. Der in ausgezeichneter, in heute noch jeder Beachtung würdiger Weise fast die gesamten baulichen und auch kulturellen Ideen dafür aus sich erstehen läßt. Der einem Theatergrafen Karl von Hahn, und nicht nur ihm als Glied der besonderen „Garde“ der Theaterleute,

Möglichkeiten für die Wirksamkeit verschafft. Der „kurz und gut“ immer da ist, wenn es gilt, der Zeit ein wenig voraus zu sein.

So einer war er — der erste Friedrich Franz von Mecklenburg! So einer war auch er. Als ein Geist, der unvergänglich Glänzendes aus dem Nichts erschuf: So steht dieser rechte Vater von Doberan-Heiligendamm da. So lebt er im Denkstein des „schönen Mohren“ von Elba, dem er auf dem wundervollen alten Friedhof von Doberan unterm Buchenberg ein einzigartiges Denkzeichen setzen ließ. So auch im Ganzen von Doberan-Heiligendamm, in diesen Bildern, die nicht aufhören werden zu sprechen von dem Menschen und dem Fürsten, der ihnen allen Sprache gab.

Brunshaupten und Arendsee in alter Zeit.

Der Boden, auf dem Brunshaupten und Arendsee sich ausbreiten, ist altes Siedlungsland. Schon das Steinzeitvolk hatte sich hier niedergelassen. Viele Geräte, die auf den verschiedensten Ackerstücken gefunden wurden, weisen darauf hin. Steinbeile, Steinmesser, Lanzen- und Pfeilspitzen aus Stein hat der Landmann beim Pflügen des Ackers dem dunklen Schotz der Erde entnommen. In dem schönen Walde, der sich unmittelbar an der Meeresküste hinzieht und in und an dem die Badeorte liegen, hat man früher eine Menge Steinsplitter gefunden und mit Recht den Schluss daraus gezogen, daß dort einstmals eine Werkstatt gelegen hat, in der solche Steingeräte kunstvoll hergestellt wurden.

Im Jahre 1903 wurde an der Dünenstraße beim Hotel Westphal in Brunshaupten beim Ausgraben der Fundamente für den Saalbau ein Raum frei gelegt, in dem sich mehrere alte Kochgeschirre und Geräte der Steinzeit fanden. Der Museumskonservator Prof. Dr. Belz aus Schwerin schätzte das Alter dieser Sachen auf 4000 Jahre. Auch ein Schleifstein und eine Steinnadel lagen in dem Raum. Die Tongefäße zeigten nach Form und Verzierung nicht geringe Kunstschriftigkeit.

Ein Zeugnis hat dies Steinzeitvolk auch in den Hünengräbern hinterlassen. Eine hammerartige Höhlung wurde gebaut. Als Dach diente ein oder mehrere Decksteine, die gewöhnlich eine beträchtliche Größe hatten. Diese Kammern hat das Steinvolk seinen Toten als „ewige Behausung“ errichtet. In ihnen setzte es die Heimgegangenen an den Wänden nieder, legte ihnen ihre Geräte und in tönernen Gefäßen Speise und Trank zu Füßen.

Auch auf der Feldmark Brunshaupten gab es einst solche Hünengräber, deren eins erst während der Kriegszeit seiner Felsen beraubt wurde.

Auf die Steinzeit folgte die Bronzezeit. Einen sehr beschäftigten Handelsartikel bildete auch für die Bewohner

unserer Orte der Bernstein, der sich auch an unserer Küste fand, und für den man Kupfer und dann die Bronze ein-tauschte. Diese Zeit gehört zu der glänzendsten der Vorgeschichte unseres Landes. Schwerter, Dolche, Lanzen, Messer wurden aus der Mischung von Kupfer und Zinn hergestellt. Die besonders fein ausgeführten Schmuckgegenstände verraten eine hohe Kunstscherlichkeit.

In dieser Zeit, die die Jahre 1500 bis 400 vor Christi Geburt umfaßt, finden wir die Regelgräber, oft bis 10 Meter hoch auf freiliegenden Höhen errichtet. In der Mitte des Hügels ruht auf einem Steindamm in einer Grabkammer der Mann; sein Schwert liegt zerbrochen an seiner Seite. Gold, Bronze, Bernstein, zuweilen auch Glasscherben finden wir hier. Die größere Masse der Leichen des Volkes wurde damals verbrannt und die Asche in Urnen beigesetzt.

Auf die Bronzezeit folgte auch in unseren Orten die Eisenzeit. Das „narische Schwert“ der Gallier war selbst den Römern eine furchtbare Waffe.

Grundverschieden ist das Bild dieser Zeit von dem der Bronzezeit. Die stolzen Hünengräber verschwinden. In langen Reihen oder zu Gruppen vereint werden die Urnen beigesetzt.

Dieser älteren Steinzeit folgte die jüngere, bis um das Jahr 500 nach Christi Geburt reichend.

An Stelle der Germanen traten dann in unserer Gegend um das Jahr 600 die Wenden. Bis etwa 1160 waren sie Bewohner von Brunshaupten und Arendsee. Mit ihnen trat die erste große Neubevölkerung unserer Orte ein. Die Wenden lebten von Ackerbau und Viehzucht. Dort, wo jetzt der Julgenbach im Osten Brunshauptens seine klaren Wellen mit denen der See mischt, mag einst die Grenze zwischen den beiden mächtigen Stämmen der Obotriten und Wilzen oder Leutigen gewesen sein. Nicht ganz unwahrscheinlich ist es, daß hier einst ein Arm der Warnow gemündet und einen Hafen gebildet hat. Schiffsreste hat man in den Julgen-Wiesen gefunden und „Brunos Hafen“, wie manche Brunshaupten deuteten, weist darauf hin, daß jene Mündung und dieser Hafen erst dann vernichtet wurden, als Heinrich Borwin bei Schwaan diesen sich gen Westen ziehenden Warnowarm zuschütten ließ, um alles Wasser des Flusses seiner Stadt Rostock zuzuführen.

Aus jener Zeit ragt der urkundlich genannte Bruno von Cubanze hervor und Konrad von Wittenbeck, die beide in der südlich von Brunshaupten gelegenen „Kühlung“ ihre Burgen besessen haben werden. Der Name „Schloßberg“ weist auf das sagenumwobene Schloß Gammelin und wohl auch auf die Burgen noch heute hin, und der Name der „Schloßstraße“ sowie der „Cubanzestraße“ in Brunshaupten bewahren die Erinnerung an jene Zeit und an jene Sage.

Die Wenden wurden wieder durch Deutsche verdrängt. Und nun wirft das Licht der Geschichte einen immer helleren Schein auf unsere Orte. Das Christentum hält seinen Siegeszug. In Althof, im Osten von Brunshaupten, entsteht des Landes erstes Kloster. Die Wenden vernichten es. Ein neuer Konvent aus Amelungsborn an der Weser vollzieht die Neu gründung in Doberan. Auch ein Nonnenkloster entsteht. Arendsee in der Altmark im Kreise Osterburg ist es, das die frommen Mägde Christi in diese Gegend sendet. Mit Bischof Brunwalds Beifand gründete Fürst Heinrich Borwin das Kloster Parchow, südwestlich von Brunshaupten. Dort ziehen die Nonnen aus Arendsee im Jahre 1212 ein.

Sie mögen wohl manchmal auch den Strand des Meeres bei Brunshaupten aufgesucht und beim Brausen der Wogen der See wie beim Säuseln der Bäume des Waldes an ihr heimatliches Kloster und ihren See erinnert sein, der im Jahre 815 einem Erdbeben sein Entstehen verdankt haben soll. Sie sind auch dem Zuge gen Westen gefolgt und haben dort in stiller Waldeinsamkeitträumend sich in Erinnerungen an ihre Heimat versenkt. Was Wunder, daß sie hier einige Hütten bauten und diesem Orte den ihnen gar lieb und vertraut klingenden Namen beilegten, daß sie dieses Fleckchen Erde Arendsee nannten? Hier haben sie in weltabgeschiedenem Waldesdunkel die gewaltige erhabene Sprache auf sich wirken lassen, die aus dem Brausen der Wogen, aus dem Rauschen des Waldes zu ihnen sprach. So ist unser Ostseebad Arendsee wahrscheinlich entstanden.

Der geistlichen Not der Bewohner unserer Orte nahmen jene Nonnen sich gleichfalls an. Auf dem Felde fanden sie eine Menge erratischer Blöcke, Felsen, die einst, als noch das Meer auch unsere Gegend weithin überslute, auf Gletschern, unter denen Norddeutschland begraben lag, von nordischen Gebirgen hierher getragen wurden. Als dann ein milderer

Klima eintrat, schmolzen die Eismassen, und die Felsen blieben auf der Erdoberfläche liegen oder sanken tief in den Boden ein wie jener gewaltige Fels, der als „Bismarckstein“ im Walde von Brunshaupten aufgerichtet steht.

Die Felsen gaben erwünschtes Material zum Bau einer Kirche, die zwischen Oberhag und Niederhag in dem langgestreckten Brunshaupten jene Nonnen bauen ließen.

Im Jahre 1218 wurde Kloster Parchow nach Sonnenkamp verlegt, einem Orte, der seitdem den Namen „Neukloster“ erhielt. In dieser Zeit zwischen 1212 bis 1218 wird der älteste Teil der Kirche entstanden sein, der bis an den Altarraum reichte und deutlich Spuren der Übergangszeit vom romanischen zum gotischen Baustil aufweist.

Brunshaupten und Arendsee verbleiben auch serner in engerer Beziehung zu Sonnenkamp oder Neukloster. Unter den Dörfern, die dem Kloster geschenkt wurden, befindet sich auch Brunshaupten, und 1275 geht Arendsee in den Besitz des Klosters über. Der Schenkungsbrief der edlen Fürstin Anastasia, der Gemahlin Heinrich des Pilgers, der am 13. Juni 1271 mit vielen Rittern und Edelleuten ins heilige Land gezogen war und mit seinem treuen Diener Martin Bleier viele Jahre in Kairo gefangen gehalten wurde, lautet:

„Dies haben wir deshalb getan, damit Gott, der Herr, von unaussprechlicher Barmherzigkeit, der wohl regiert und nichts übereilt, um der kräftigen Fürbitte willen dieser Dienstinnen Christi und wegen anderer guter Werke, welche bei ihnen so zahlreich im Schwange sind, unsfern geliebten Gemahl, Herrn Heinrich von Mecklenburg, aus den Fesseln der Heiden, in denen er gefangen liegt, unversehrt errette und ihn uns und unsfern Kindern und seinen armen Unverwandten, die in tiefer Trauer seiner Heimkehr harren, zu rechtem Troste zurücksende“.

Freilich sollte die vielgeprüfte Fürstin ihren Gemahl erst nach fast 30jähriger Abwesenheit wieder haben, aber ihr verdanken wir die erste urkundliche Nennung von Arendsee.

Die Kirche, das älteste Gebäude von Brunshaupten uns Arendsee, wurde im 14. Jahrhundert durch Anbau des schönen Altarraums erweitert. Mancherlei Sagen knüpfen sich an diesen Bau. Eine will wissen, daß unsere Vorfahren einen Seeräuber namens Brun gefangen genommen und ihn erst

dann frei zu geben versprachen, wenn er die Kirche durch Umbau des Altarraums vergrößert habe.

Aus etwas späterer Zeit stammen die Wappen eingesessener Familien und der fürstlichen Allianzwappen in den großen Fenstern des Altarraums.

Das Altargemälde stammt aus der Zeit von 1860 und ist vom Schweriner Maler Lenthe hergestellt. Das Triumphkreuz ist alt, ebenso eine aus Eichenholz geschnitzte Madonna aus dem 15. Jahrhundert. Sie und vier Figuren des alten Altars der Kirche wurden vom Kunstmaler Krause-Arendsee kürzlich wieder hergestellt.

Der messingne Kronleuchter ist im Jahre 1597 gearbeitet und von den Stiftern, deren Namen er trägt, St. Marien in Rostock geschenkt, von wo er als Altmessing hierher verkauft wurde, nachdem St. Marien einen größeren erhalten hatte.

Die aus Eichenholz geschnitzte Kanzel ist im Jahre 1698 hergestellt und war ursprünglich bunt gestrichen. Auf dem bläulich-weißen Hintergrunde hoben sich die Figuren prächtig ab. Als die Kirche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ausgebessert wurde, da erhielt die Kanzel ihren braunen Anstrich. Hingewiesen sei auch auf die Kriegergedenktafel, die in ihrem oberen Teile mit dem in der Kriegszeit genagelten Eisernen Kreuz geziert ist. Es war das erste des Landes, in das die Großherzogliche Familie die ersten Nägel schlug.

Unter den 3 Glocken des Turms ist die älteste aus dem Jahre 1495. Sie ist Zeugin gewesen der gewaltigen Veränderungen, die mit Brunshaupten und Arendsee vor sich gegangen sind. Sie war Zeugin und hat wohl auch ihr Stimmlein erklingen lassen, als hier die erste evangelische Predigt erschallte, als hier 1558 die erste evangelische Kirchenvisitation gehalten wurde. Sie war Zeugin der Nöte, die der 30jährige Krieg auch über unsere Orte brachte; als im Jahre 1640 der Pastor Kiselius nicht soviel Geld in der Kirchenkasse sand, Wein und Hostien für das Heilige Abendmahl zu kaufen und als die Truhe aus der Kirche geraubt und auf dem Felde erbrochen aufgefunden wurde.

Sie war Zeugin des jämmerlichen Zustandes, in dem sich das 1586 gebaute Pfarrhaus im Jahre 1717 befand; Zeugin des 7jährigen Krieges und der Franzosenzeit, als auch in Brunshaupten französische Soldaten die Wacht am Meer hiel-

ten und im Pfarrhause französische Einquartierung lag, die den Pastorsleuten so zusehnen, daß sie schließlich flüchten mußten; Zeugin dessen, daß der Bewohner des südlich von der Kirche liegenden Gehöfts namens Brüter in der Verzweiflung auf einen Franzosen loschlug und sich dann oben auf den Gewölben des Schiffes verborgen hielt, bis die Feinde abgezogen waren. So steht die Kirche da, ein Zeuge längst vergangener Tage. Und unter den alten Linden, die rechts und links vor dem Gotteshause auf dem Kirchhofe prangen, ist schon manch Täufling an den Taufstein gebracht, manch Konfirmand, manche Konfirmandin unter ihren knospenden oder noch kahlen Zweigen am Tage der Palmen an den Konfirmationsaltar geschritten; manches Brautpaar an den Traualtar gegangen und manch Heimgegangener zur letzten Ruhestatt gebracht. Auch manchen Kirchgänger haben sie begrüßt, die alten Linden, und werden vielen noch den letzten Gruß entbieten. Mögen sie und unser Gotteshaus, das auf über 700 Jahre zurückblickt, allen Einheimischen und Kurgästen eine Erinnerung sein an den, der da war und ist und sein wird von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wie Brunshaupten und Aрендsee Badeorte wurden.

Eigentlich ist das so gewesen, daß Mutter Bünger angefangen hat. Nämlich die Frau von dem seligen Tischlermeister J. H. Bünger, was eine geborene Schröder ist. Und was man ja heute noch sich bei ihr befragen kann.

Indes ist das eine längliche Geschichte für sich. Und da die Menschen heutzutage nicht eben sehr für olle Kamellen zu haben sind, sei hier bloß noch dazu und in der Richtung gesagt: So war es, Mutter Wieschen Bünger hat angesangen, die ersten Leute sachverständig zu bewirten, die Badens halb hierher kamen. Das ist im Sommer 1883 geschehen, ganz genau in diesem besagten Sommer. Zwischen diesem Sommer und dem heutigen Tag liegt das, was man so die Entwicklung von Brunshaupten-Aрендsee nennen kann.

Aber gewiß — bis es zu solcher Entwicklung kam, nun ja, bis dahin ist noch erst ganz viel Wasser den Tulgenbach herunter gelaufen. Aber ganz gewiß ist das geschehen!

Wenn man das so recht bedenkt, dann hat der alte Drost Fritz oder Friedrich von Bülow in den langen Jahren, in denen er zu Doberan auf dem Amte saß, wohl das meiste bei der Sache getan.

Er stammte ganz richtig da ganz hinten aus der grisən Gegend her, da bei Hagenow herum, wo er — zu Toddin — 1835 als Sohn eines höheren Forstbeamten geboren wurde. Nachdem sich das mit dem Studieren und so in Heidelberg, Göttingen und Rostock abgewickelt hatte, kam von Bülow 1869 als Bürgermeister nach Stavenhagen, wo ja bekanntermaßen auf Beschluß von Bürgermeister und Rat Fritz Reuter im Rathause geboren wurde. Und wo der selber dann, meistens von Eisenach aus, auch noch allerhand mit dem neuen Bürgermeister in die Richte brachte.

Das dort, die Tätigkeit in Stavenhagen hat für Fritz von Bülow sechs Jahre gedauert. Dann, am 1. Oktober 1875,

Ist er nach Doberan gekommen, das damals noch ein Flecken war, erst unter tätiger Beihilfe des Amtmanns von Bülow zum 1. Oktober 1879 Stadt wurde.

Sechsunddreißig Jahre lang hat Bülow hier als Amts- vorsteher gewirkt, ist so Amtshauptmann, Drost, Landdrost und, 1910 Oberlanddrost geworden, endlich am 1. April 1911 nach fünfzigjähriger Dienstzeit ausgeschieden, als Ehrenbürger von Doberan, am 5. September 1922, nahezu siebenundachtzig Jahre alt, gestorben.

Fritz von Bülow hatte im eigentlichsten Sinne des Wortes für die beiden Orte Brunshaupten-Arendsee „ein Auge“. Er übersah die Werdemöglichkeiten der Orte und war unermüdlich dabei, ihr Wachsen zu fördern.

Sie lagen in jenen ersten achtziger Jahren im schönsten Frieden zwar, aber eben doch so'n bischen in Rutsch und Busch da. Der Teil des Kühlungswaldes weiter oben, der nahe der Ostsee wie abgesprengt von dem herrlichen Waldrevier weiter hinten wirkt, hatte keine Schneisen, keinen Weg, nichts; nur Brombeerranken und ähnliches Kleinzeug überzog den Boden unter den Bäumen. Es ist Erbschmiedemeister Sargebusch gewesen, der mit seinem Sohne und jetzigen, wohl siebzigjährigen Nachfolger im Schmiedehandwerk erste Schneisen und Wege am Strande und zu ihm hin anlegte. So auch sind erste einfache Sitzgelegenheiten, Strohhütten usw. hier entstanden; der Anfang war gemacht.

In der Folge sind als Förderer im Orte Brunshaupten vornehmlich zu nennen der Pastor Franz Niemann, geboren 1838 zu Parchim, seit dem Herbst 1878 Pastor zu Brunshaupten, hier so bis 1888 tätig, und der spätere Obervorsteher Carl Risch, geboren 1854 in Brunshaupten, gestorben dasselbst, weiterhin der Pastor Heinrich Schreiber, geboren 1864 zu Rehna, früher Rektor und Amts prediger in Sülze, seit dem Sommer 1902 — nach der Amtszeit Pastor Klingenberg — Gemeindegeistlicher in Brunshaupten.

Der am meisten in den ersten Jahren fühlbare Mangel war in der schlechten Verbindung mit der Außenwelt zu sehen.

Der nächste Weg zu einer Eisenbahn führte über den Diedrichshäger Berg nach Kröpelin. Aber dieser nächste Weg bestand in einem Landwege mit „Läusen“, die bei schlechtem Wetter sehr tief ausgefahren waren, für Gespanne auf dem Hinwege demnach ihre Schwierigkeiten hatten.

Hier griff Ende der achtziger Jahre Drost von Bülow ein; auf sein Betreiben gelang es, den Landtag zur Bevolligung der Kosten für den Bau der Chaussee Kröpelin-Brunshaupten zu gewinnen; diese Kunststraße bedeutete für damalige Verhältnisse einen sehr merkblichen Fortschritt. Der Fahrverkehr in der Sommerzeit hob sich, und auch die Reichspost ließ regelmäßig einen Postomnibus verkehren. Auf die Weise kam Brunshaupten 1890 zu 320 Badegästen, zu denen noch eine etwas geringere Anzahl in Arendsee hinzu trat — ein Anfang zu Größerem, das damals freilich doch noch sehr in der Ferne lag.

*

Die neuere Entwicklung von Brunshaupten und Arendsee in der dafür nun einmal gegebenen Richtung der Badeorte beginnt in lebhafterem Maße etwa um die Jahrhundertwende einzusetzen. Die Gemeindevorsteher Hoepfner und, besonders, Risch in Brunshaupten, der Vorsteher Borgwardt-Arendsee und der Pastor Schreiber: Sie haben in den Orten selbst den stärksten Anteil am Aufwärtsgehen.

Carl Risch hatte u. a. durch den Bau einer Ziegelei auf der eigenen Hoffstelle die Bautätigkeit zu fördern gesucht, die in den eben genannten Jahren außerordentlich lebhaft einzogte — freilich zuweilen etwas „wilde“ Blüten trieb. Auch das Hotel zur Kühlung an der bekannten reizvollen Kühlungsecke ist durch Risch erbaut worden. (Die 1906—07 erbauten Kurhäuser in Brunshaupten und Arendsee sind durch Höppner-Rostock bzw. Schulz-Arendsee errichtet.)

Immer noch blieb die Verbindung mit der sogenannten großen Welt eine mangelhafte Sache.

Zwar hatte man seit dem 15. Mai 1906 eine Auto-Verbindung zwischen Brunshaupten und Kröpelin eingerichtet; aber die Sache ging schief — am Ende des Betriebes hieß es: zubuttern, und das war ein mangelhaftes Vergnügen.

Da hat dann nochmals Landdrost von Bülow (dessen Verdienste um die Orte hier u. a. durch den „Bülowweg“ längs des Strandes anerkannt worden sind) bestimmt eingegriffen durch die nachhaltige Förderung der Idee, die „Damm bahn“, die seit 1886 von Doberan nach Heiligendamm führte, nach Brunshaupten-Arendsee weiterzuleiten. Dieser Anregung oder vielmehr diesem Plane stimmte der Landtag am 18. Dezember 1908 zu; der in den Folgejahren erledigte Bahnbau — der,

nebenbei bemerkt, in den Bahnhöfen erträgliche architektonische Lösungen der Aufgabe brachte — wurde am 12. Mai 1910 durch die Betriebseröffnung abgeschlossen.

Einer Anregung von Bülow entsprechend wurde eine Quellwasserleitung für Brunshaupten und Arendsee ausgebaut, die im Juli 1909 fertig geworden ist. Ein Versuch, die Verwaltung beider Orte zusammenzulegen, mißlang 1906, zusammengelegt wurden damals Gemeinde- und Badeverwaltung.

Die letzte Amtshandlung von Bülow bestand dann, für die Orte — hingesehen hier nur auf Bedeutssames — darin, daß unter seinem Vorsitz am 6. Februar 1911 der Anschluß von Brunshaupten-Arendsee an die Ueberlandzentrale Rostock beschlossen ward; dadurch fand die alte Petroleum-Beleuchtung der Straßen wie der meisten Häuser ihr erfreuliches Ende.

Und es kam der Krieg. Die ehrbaren Landstürmer wachten am Strand, und wenn es hoch kam, exerzierten sie unter Rittmeister Funk und dem Grafen „Mowitz“ ziemlich schwungvoll im Hintergrunde der Natur. Ich weiß das; denn ich war ein paar Monate hier herum dabei.

Es ist anders gekommen, wie wir damals, im Herbst 1914, dachten. Hinter Jahren voll unsäglich Schwerem steht, es muß wohl so sein, ein neues Werden.

Mit der alten Kraft, dem jungen Mut, der daraus erwächst, ist Heinrich Schreiber im Pfarrhaus von Brunshaupten am Werk und im Dienst.

Er hat viel mit der Feder, viel auch mit gereiftem Rat für die Kleinwelt hier herum getan. Wenn von dem toten alten Oberlanddrosten zu Doberan galt, daß Brunshaupten und Arendsee so etwas wie seine Steckenpferde waren, dann ist Pastor Schreiber sein bester Helfer dabei gewesen, daß er es zu gutem Ende führen konnte. Eine ganze Reihe von Schriften zur Ortsgeschichte hier und weiter derjenigen von Kröpelin, Rehna, Sülze, außerdem Werke über Herzog Johann Albrecht I., die Reformation in Lübeck und noch anderes geben Zeugnis von regstem Schaffen. Und der Abend dafür mag fern sein. So sind die Badeorte Brunshaupten und Arendsee, die es 1929 selbster auf 31 247 Besucher brachten, gewachsen in treuer Hüt.

Vielleicht kann es einmal so sein, daß Gemeinsames auch der inneren Form nach zur Einheit wird.

Um Niedensee zur Wanderzeit.

Der Niedensee oder — wie er durchweg einfach genannt wird — Nieden ist eine immerhin merkwürdige Erscheinung unserer Küste. Belegen auf der Strecke zwischen Arendsee und Alt-Gaarz, nimmt er den Flächenraum von etwa 150 000 Quadratmetern ein; sein Wasser bietet eine gemischte Zusammensetzung; es besteht in der Hauptsache aus sog. „füßen“ Bestandteilen, eintretend vom Höhenzug der Kühlung aus, daneben aus Seewasser, das gelegentlich von der Ostsee her eindringt; man kann also von einem „Brackwasser-Bestande“ hierzu sprechen.

Die Tierwelt im und um den Nieden bietet im Dauerbestande nichts, was von demjenigen der Umwelt an Fischen, Vögeln, Quallen usw. abweicht; die verschiedenen Möwen als auch die Geeschwalben usw. umkreisen, überfliegen auch ihn.

Das Bild, das so der Nieden bietet, ist aber immerhin zeitweise eines von besonderer Art. Nämlich dann, wenn die Vogelwelt sich jenen eigentümlichen, uralten Gesetzen untertan erweist, die als Wanderflug im Frühling und Herbst für die Segler der Lüfte gelten.

Der Beginn dieser Wanderzeit macht sich hier am Nieden schon im Juli bemerklich. Dann gibt es in oft recht großen Mengen hier den Alpen- wie den Zwergstrandläufer. Isländische Strandläufer oder „Kanutsvögel“ als auch — freilich sehr selten — Steinwälzer oder lang schnäbige Wassertreter, Kronschneppen, Brachvögel schließen sich schon zu dieser Jahreszeit an.

Die Fläche des Nieden wird zur weiteren Zugzeit besonders belebt durch große Wildenten-Scharen. Fuchsente, Löffelente, Krickente, Knäkente, Spiehente — das sind nur so einige Namen von Fluggästen, die sich auf der Wanderschaft mit immerhin auffallender Beharrlichkeit auf dem Nieden einzufinden pflegen. Weiter gibt es unterschiedliche Taucherarten, vor allem auch die majestatischen Nordlandgäste, die Wildschwäne.

So bietet der abseits in der Einsamkeit gelegene Rieden zu bestimmten Zeiten des Jahres Gelegenheit zu Beobachtungen, die den Naturfreund immer wieder anziehen können.

God Rat.

Dat's all as dat is,
wat du magst, holl wijs.
Stek in, wat't god, —
un dat Leg sla dot!
Lat dat Kesen un Küren,
dat Dekern un Küren,
will't nich soeten, mag't ja woll füren.

Im Zeichen der Kirche von Alt-Gaarz

Von all den Bildern längs der mecklenburgischen Ostseeküste prägt sich im Sinne der weltverlorenen Weile keins so lebhaft ein wie das hier an der Scheide von der Ostsee und Salzhaff vor der Halbinsel Wustrow. Im Sinne der Stille der Felder wie der Meeresweite, deren Stimme, deren Siegel dieser eine Turm über dem Lande genannt werden kann, diese wuchtig-ernst betürmte Kirche von Alt-Gaarz.

Man muß schon ein wenig Geschichte genießen, zuvor man sich solcher Stätte und solcher Stille naht.

Die ganze Gegend hier herum ist in besonderem Maße vom Hauche vor-, übergeschichtlichen Sonderlebens umwittert. Am Wege von Alt-Gaarz, nicht fern der Ostseeküste ein Hünengrab. Etwas weiter zurück, bei Blengow, ein Ueberrest der Kegelgräber aus der Bronzezeit. Und hier in Alt-Gaarz selber die eigen-schöne, diese für die alten „Mischstilkirchen“ aus der Aufgangszeit der deutschen Neubesiedlung dieser Lande im 12., 13. Jahrhundert so besonders charakteristische Kirche. Und um alles herum dieses, fast einem stummen Staunen vergleichbare Weben der Stille über dem weiten, vergleichsweise einsamen, wenig besiedelten Lande und über der stahlgrauen See, die von da und dort her ins Gesichtsfeld des Beschauers tritt.

„Mischstil“ — das ist nun so der Uebergang aus der „Feldsteinzeit“ in die andere der baltischen Gotik. Aus der ursprünglichen Bauern-Steinbauweise in die reicher gestaltete, kunstgemähere, in die mehr städtische jener norddeutschen Erstlingsgotik, die drüben in Wismar, in seinen wunderbaren alten Kirchen zumal herrlich vorangekommen ist.

Diese Kirche hier von Alt-Gaarz entstammt der frühen Gotik des 13. Jahrhunderts. Sie ist aber zugleich in ihren Grundlagen, in ihrer schönen Gliederung, der Verteilung gewissermaßen von Last und Sternensehnsucht, in ihrem ganzen Baucharakter ein charaktervolles Abbild der ursprünglich an

die Stelle der Holzbauten getretenen Feldstein-, Granit-Baukunst. Und sie gibt so dieser stillen Landschaft die Stimme, die historisch zu ihr gehört, wie nichts sonst zu ihr gehören könnte.

Heinrich Ehl hat in seinem Buche über norddeutsche Feldsteinkirchen (Braunschweig und Hamburg 1926 bei Westermann) Bedingtheit und Wirkung der hier also mit grundleglichen alten norddeutschen Steinbaukunst recht eindrucksvoll wie folgt zusammengefaßt:

„Lebendiges Volk hat die Baukunst des Granits und Feldsteins aus seinem unverfälschten und einfachen Wesen geschaffen und als Denkmal seiner starken und ursprünglichen Gedanken hinterlassen. Wir erkennen dabei nicht, wie sehr auch die norddeutsche Landschaft als stilbildender und stilschöpferischer Faktor mitgewirkt hat. Die Kirchen der Ebene sind ganz mit der Landschaft verwachsen. Sie und die Städte und Dörfer, die sich in ihrem Schatten lagern, sind das Antlitz dieser norddeutschen Landschaft als stilbildender und stilweiten, unendlichen Landschaft und die Gesinnung der Menschen dieses Bauernvolkes einen so einheitlichen und überzeugenden baukünstlerischen Ausdruck ihrer Art in so kurzer Zeit haben erschaffen können, das ist nur aus dem willensstarken Entschluß der Kolonisatoren zu erklären, Heimat und Volkstum zu begründen. Aus der Tatkraft unverbrauchten deutschen Volkstums ist ein neues Volkstum entstanden und mit ihm eine Kunst, in der die schöpferische Kraft des deutschen Volkes, wenn auch gewiß nicht ihre großartigste, so doch eine einzigartige Leistung vollbracht hat, die, auf der breiten Grundlage des volkstümlichen Elements erwachsen, nicht das geringste Teil der deutschen Kunst ausmacht.“

Und an anderem Orte im selben Buche:

„Der Gesamteindruck ist schwer, ernst, massig. In der Massenwirkung der Gesteine liegt ihre ausgezeichnete Schönheit. Zugleich ist diese Massengliederung entscheidend für den Stilcharakter der Bauten, der ganz vorwiegend als romanisch angesprochen werden muß. Die weitaus meisten Bauten tragen den Charakter der Übergangszeit vom romanischen zum gotischen Stil. Wie aber schon angedeutet wurde, hat das schwere, man möchte sagen buchstäblich umbeugsame Material eine eigene Stilform geschaffen, die ein zutreffender

Ausdruck des harten und starken Lebens der Bauernschaften ist, welche die Kirchen errichteten. So besitzen alle diese Kirchen das Kennzeichen eines zwar manigfach abgewandelten, aber doch in der Architektur des 12. und 13. Jahrhunderts erkennbaren gemeinschaftlichen Stils, den wir als *rustico-romanisch* bezeichnen“.

Müßig mag die Frage sein, woher diese besonderen Kirchentypen stammen. Vorbilder sind gewesen — wie es scheint — das niederdeutsche Bauernhaus und die sogenannte lateinische Basilika; mit dem einen sind sie im Volkstum, mit dem andern in der weiteren abendländischen Ueberlieferung, vornehmlich auch Italiens, verwurzelt. Als Bauherren sind in jenen Tagen der Ostkolonisation besonders die Landesfürsten und dann die Kirchen, die Zisterzienser weiterhin zu denken. Als Ausführende die Maurer und Steinmeier der Bauhütten, die, ursprünglich u. a. in der Lombardei vertreten, aus der besonderen Landschaft heraus gebildet wurden, die die besiedelnden Bauern stellte, also für den Strich hier längs der Küste vornehmlich das Westfalenland.

Diese Art der Kirchenbauform, wie sie in Alt-Gaarz, weiter im Lande u. a. noch in Parkentin und Neuenkirchen, was die eigentlichen Feldsteinbauten angeht etwa in Bellin, Gagelow, Lohmen, Rödern, Rüst zur Ausführung kam, hat sich in einzigartig zu nennender Weise mit der niederdeutschen Flachlandschaft verbunden. Ist hier in und um Alt-Gaarz, nicht an letzter Stelle um des prächtig der Wucht des Unterbaues entwachsenden Schildgiebelhelms willen, in einer besonderen Form — ich möchte sagen: richtunggebend geworden. Denn wer z. B. in dem Halbkreise Roggow-Zivedorf-Wischuer-Hohenniendorf-Bastorf zu wandern vorhat, dem erscheint überall in dieser charakteristischen Art der Turm der Kirche von Alt-Gaarz als Weiser und Merkzeichen seewärts im Blickfelde. Und damit etwas vom besondere Zug und Geist, der in dieser Landschaft vor allem zutage tritt: vom Mystischen unweigerlich möchte man sagen, vom Tiefsten also, das unser Sein und Wollen überhaupt umgibt.

Vor Wismar in See.

Im Timpen, wie ein Kiel weit ins Land hinein getrieben,
also kommen die Wogen des Baltenmeeres zu dir heran,
schäumen auf zu deinen Füßen, singen vor deinen Toren das
Lied, das ihr Eigen ist von Anbeginn. Singen es dir zur
Freude, dir zur Ehre.

Denn du bist, Wismar an deiner Bucht, eine Königin von
altersher. Eine Königin, die thront über den hundert und
aberhundert Dächern der Bürgerhäuser einer geruhsam-be-
hähigen Stadt am Meerestrande. Du bist die Herrscherin,
deren ragende Herrschaftszeichen weit in die See hinaus
grüßen, bis zu den Untiefen, die sonst nichts mehr wissen, ahnen
lassen von dem hochaufgeworfenen festen Lande, auf dem du
liegst. Die nur immer und ewig das Brausen um sich haben,
das tiefe dunkle Brausen des Chorals der Meerestwogen.

Du aber, Maria der Gnaden, Mutter des Gottessohnes,
du, dein Haus zu Wismar: sie geben das letzte, das höchste
Zeichen der Herrscherwürde ab, das vom Lande her grüßt. Du
bist der Stern der Meersfahrer, die zur Küste streben. Dich
trägt das Schiff deiner Kirche, zu dir, zu deinem Haupte
emporgereckt sind die Ruder, die stützenden Pfeiler, die dich
geleiten, dich tragen auf ihren Schultern — die dich umringen
wie schwärrende Jugend, in deren Adern Freude lebt und
Stolz um der Hoheit willen, die über ihnen ist.

Zu deiner Rechten aber wie zu deiner Linken das Gleiche:
Herosde, die zu dir aufblicken, Boten des heiligen Georg, der
den Drachen überwand, und des Bruders Nikolaus, der die
Seefahrt schützt in tausend Gefahren. Still, stumm, massig,
dräuend schier — so sind sie gebannt in deinem Dienst, Maria,
gewärtig des Winkes, dienend und doch selber, allein nach
Gestalt und Wesen mächtig des Wirkens über Gewalten der
Tiefe. Diener einer Königin wohl, aber doch auch Herren
über das Gewirr die Fülle der Kleinen, die sich geduckt stellen
in den Schutz solcher Großen.

Maria, Georg, Nikolaus: am Strande der baltischen See
kommt nichts der hehren Kraft und Würde gleich, die ihr
vor Augen und Sinne der Menschen stellt hier zu Wismar im
Mecklenburger Land!

Wenn ihr zu uns kommt, zu den Seefahrern aus der
Ferne . . . dann ist es, wie wenn ein Raunen geht durch das
Wogengewirr, das um uns wallt. Dann wird in unseren
Seelen wach das Echo des Schlummerliedes, das die Mutter
sang in dämmerseliger Zeit. Und ob gleich die Wogen lärmend
dreinfahren mögen: es geht eine große Stille um in uns.
Und ob wir auch wanderten auf wirr verstrickten Pfaden da-
draußen in der weiten Welt — zu solcher Stunde klingen
Heimatglocken über uns hin mit hellem Laut.

Den vollsten, reinsten Klang aber stellst du darin, Maria
der Gnaden, Königin an diesem Strand, Gebenedete der
Gottesgewalten, die Leben geben, Leben versinken lassen nach
Gesetzen, die keiner schrieb und die doch allmächtig sind in
Zeit und Ewigkeit.

Baltische Gotik.

Sie gehört zur Heimat. Sie ist ganz eins mit dem schweren Ernst, den die Wogen sprechen lassen am grauen Tag. Damit und auch mit dem andern, mit der weiten, ebenen, ruhigen Fläche des Landes am Strande im Bereich der Buchenwälder, die die ungezählten „füßen“ Seen bergen in ihrem Schoße.

Etwas vom Königsglauben der alten Sachsen hat sie in sich, ein wenig von dem leisen, wie innerlichen Zwang, der die Menschen hier am baltischen Meer meist immer in Treue folgen ließ dem erwählten Führer. Hoch, straff springt sie zu Zeiten in die Lüfte. Unten am Boden freilich gliedern sich die Massen der Baukörper breit, wuchtig. Geduckte Kraft mag halb im Troze also Dienste leisten. Bis sie höher steigt. Bis sie empor getragen wird durch die Genossen zur Herrschaft über Land und See. Bis sie also Jubel ist, Freude und Freiheit in einem . . . baltische Gotik.

*

Hans Much sagt in seiner „Norddeutschen Backstein-gotik“ *): „Gotik ist nun und nimmer Aberglaube, am wenigsten die nordische. Gotik ist Glaube und Wissen, ist Formung der Germanenseele mit ihrer schwerlafenden Zweiheit. Rühn wie die Jugend und berechnend wie das Alter, streng wie Natur und weit wie Idee, drangvoll wie Sturm und innig wie Mystik, voll fordernder Phantasie und genialster Beschränkung, manchmal erschütternd, immer befriedend. Mit ihrer äußeren Wucht und inneren Freiheit nimmt sie in Stein und Farbe das Kantische Gedankenwerk vorweg: die Reiche der Freiheit und Notwendigkeit ineinander, aber die Freiheit ist die triumphierende.“

*) Braunschweig und Hamburg, Verlag von G. Westermann.

Wohl; aber was ist sonst mit ihr? Woher kam sie? Warum mußte sie hier an der baltischen See den besten Boden finden zum Wachsen?

Es gibt zweierlei Gotik. Die eine: da ist gewissermaßen alles Spitze und Krönung. Sie gehört dem Romanen im eigentlichsten Sinne. Ihre schönsten Werke sind französischer Besitz, tragen die Glocken von Notre-Dame und die andern der Dome von Reims, von Amiens; einige wenige Werke der Art weist auch der deutsche Westen auf.

Die andere, unsere, die baltische Gotik hat im Kerne östliche Ahnen. Es ist nicht zu leugnen, braucht ja auch keineswegs bestritten zu werden, daß bestimmende Grundgedanken der baltischen Gotik aus dem Orient stammen. Auf dem Wege vor allem über die Kreuzzüge sind sie nach dem Norden Deutschlands gekommen. So und auch aus Italien, aus der Lombardei und — was freilich nur eine Zwischenstelle war — dem deutschen Süden, hier aus einem eng umrissenen, dem Augsburger Gebiet, zum Teil unter Mitwirkung Heinrichs des Löwen, eines Herzogs in Bayern und Lüneburg, — so ging die baltische Gotik ein in Deutschlands Norden und (vgl. die Ordensritter-Bauten z. B. in Marienburg, Marienwerder usw.) Osten. Daß sie dann hier heimisch wurde, daß sie recht eigentlich Fleisch ward von unserm Fleisch und Bein von unserem Bein: das ist im einzelnen nicht gar so leicht zu erklären. Aber was geworden allhier, ist da, ist im Kerne Eigenstes — mindestens eben so eigen norddeutsch, wie nur je etwa das altsächsische Bauernhaus als Eigengut empfunden ward.

Zum Teil liegt sicherlich am Baustoff, dem Backstein. Er verlangt andere Formen wie der Haustein, das aus Brüchen gewonnene Baugut z. B. auch des deutschen Westens. Eigne Form und eigne Farbe sind beim Backstein mehr der Schwere zugeneigt. Much fahrt das a. a. O. so:

„Die Backsteingotik ist nicht eine Spielart, sondern die vollendete Gotik überhaupt. Zum großen Teil liegt das an dem Wesen des Nordens, zum Teil daran, daß der Norden seine Wesenheit in steten Kämpfen verteidigen mußte, zum Teil aber liegt es auch an den Bedingungen des Baustoffes, der dem nordischen Gestaltungswillen zu Hilfe kam wie kein zweiter. Zuerst sieht der Backstein gegenüber dem Haustein wie ein Verzicht aus. Diese Beschränkung aber sichert ihm

die Ueberlegenheit. Nirgends wird der Baugedanke so rein betont wie im Backsteinbau. Er zwingt zu edler Einfachheit und schützt vor Uebertreibung und Gespreiztheit. Die großen Flächen und scharfen Ecken, die klaren und bedeutenden Umrisse und die Gebundenheit der Linie in ihrer vornehmen Beschränkung sichern eine wahrhaft edle Größe. Dazu kommt die Ueberlegenheit der violettroten Farbe des Backsteins gegenüber dem Haustein; glücklich paßt sie sich in die Ebene ein und hebt sich doch zugleich von ihr in schöner Abtönung ab, bei Regen und Sonnenschein in der schweren Luft des Nordens gleich vollendet wirksam".

*

Unsere ältesten Bauzeugen für baltische Gotik liegen zu Tage aus der Zeit vom Ende des 12. bis zum 14. Jahrhundert hin. Es sind die Kirchen alter Zeit, die damals bei uns entstanden. Von ihnen aus griff diese Gotik — wenn man von der Kirchen-Ergänzung durch die Stadttore absieht — auf den bürgerlichen Hausbau über, für den sie im 15., vor allem im 16. Jahrhundert höchste Eigenbedeutung erlangt.

Die schönsten alten Kirchenbauten stehen bei uns in Wismar und Doberan, demnächst in Rostock. Einige Landkirchen sind dabei auch schon für unsere Küsten nachgeordnet stillschweigend einzuschließen.

Keine andere Stadt aber hat in kirchlicher Hinsicht ein solches Triumvirat aufzuweisen, wie Wismar. In der Marien-, Georgen- und Nicolai-Kirche bieten sich, trotzdem sie zum Teil nicht vollendet sind — zur Georgenkirche fehlt der Turm, der Nicolaikirche ist der ursprüngliche Turm durch Einsturz genommen, der gegenwärtige nur als Notbehelf gegeben —, Meisterwerke dieser Art. Besonders zu beachten bleibt bei der Georgen- und Nicolai-Kirche die herrliche Giebel-Hochführung, bei der Marienkirche die, nach Lübeck zurückweisende, Dachgestaltung mit den, besonders vom Markt her gesehn, wundervoll schwappenden Strebestützen des Schiffes.

Doberan hat, neben der an Wismars Kirchen erinnernden schönen Giebeführung, die eindrucksvollste Gestaltung des Hauptschiffs im Innern; man kann lange suchen, bevor sich etwas von gleicher Höhe wieder findet.

In nahezu allen Hauptkirchen ist etwas enthalten, was an Flandern oder auch Holland anklingt. Und beim Hausbau, ähnlich wie bei Stadttoren, steht es nicht viel anders. Es

wird darum nicht falsch sein, wenn angenommen ist, daß in den Bauhütten, deren Glieder als Handwerker in „Östelbien“ erste Steinbauten von Dauerbedeutung ausführten, recht viele Holländer vertreten waren.

Das Bürgerhaus im Sinne baltischer Gotik ist am besten — trotz vieler Sünden dagegen auch dort — in Lüneburg erhalten. Dort ist auch die langsame Ueberleitung zu den „Schild-Putzbauformen“ (wiederum bei Einrechnung starker holländischer Einflüsse, besonders in der „Backstein-Renaissance“) verhältnismäßig leicht zu beobachten. Bei uns gelingt das sonst am besten in Wismar, demnächst in Rostock.

Der Staffelgiebel, der für die Blütezeit der „Bürger-Backstein-Gotik“ entscheidet, ist scheinbar vom altsächsischen Bauernhaus, unter Benutzung auch der Vorbilder bei einigen Kirchenbauten, übernommen. Er weist z. B. bei Rostock und Wismar ziemlich scharf betonte Unterschiede auf; Wismar hat sich bei den, ja allerdings nur in wenigen Stücken (Auer Schwede, Gaststätte Wädekin, weiter auch u. a. an der prächtigen „Alten Schule“) erhaltenen alten Hauptwerken der Art strenger an das Vorbild seiner Kirchengiebel gehalten.

Als Ganzes genommen ist unsere Küste leider nicht mehr sonderlich reich an Zeugen des Bürgerhausbaues in den Formen der baltischen Gotik. Und die Ergänzung? . . .

*

Es ist unzweifelhaft sonderbar, daß man sich in den großen wie in den kleineren Küstenstädten Mecklenburgs lange, allzulange gegen eine vernünftige Erneuerung der Backsteinbaukunst „gesperrt“ hat. Hamburg, Lübeck, ja, selbst Bremen, Altona, Kiel sind da ganz anders vorgegangen. Hamburg hat unter Oberbaudirektor Fritz Schumacher (seit 1909) geradezu eine Schule am Objekt, an den ausgeführten Bauten im Sinne neuer Backsteinbaukunst aufgemacht, in jüngster Zeit durch den Mecklenburger Fritz Höger, Oskar Gerson, Hermann Distel mit dem Chile-, dem Ballin-, dem noch im Bau stehenden Messehaus Führendes gestellt. Lübeck ist in solcher Hinsicht gleichfalls gut beraten. Wir?

Man braucht sich nicht weiter dabei aufzuhalten, daß von den öffentlichen Bauten der jüngeren Vergangenheit fast alle verunglückt sind; das Schicksal, so vorbei zu rutschen, teilt man ja, wenn etwa die Postbauten bemüht werden, mit so

ziemlich allen deutschen Landstrichen. Die verwünschte Kon-ditorgotik, die Stephan dabei im Norden — frei nach dem Hannoveraner Hase — zugrundelegen ließ, hat bei uns alles verdorben. Daß unsere Bahnhöfe Bahnhöfe, das heißt durchweg Stätten sind, die zum Weglaufen anregen sollen, sieht man ja auch; wozu da also viel reden?

Bergangenes mag ruhen.

Aber vergessen wir in der Zukunft doch lieber nicht so ganz, daß unsere norddeutsche Küstengegend vor Zeiten als Ausdruck ihres baulichen Eigenwillens die Backsteinbaukunst, dort und dazumal die baltische Gotik, erwählt hat, und daß die glücklichste Ergänzung dieser Landschaft Bauwerke bilden, die bodenständig sind von altersher.

Die Schwalbeninsel.

Sie kommen von der Kirche herüber gesegelt, den Gast zu grüßen, der vom Kirchsee aus, von der Bucht her mit Paul Steinhagens Dampfer Kirchdorf erreicht hat. Sie schwirren und zwitschern in sausendem Flug an jedem vorüber, der Guest auf Poel ist, sei es gleich nur für flüchtige Stunden.

Überall und immer sind die Schwalben auf Poel dabei in sommerlichen Tagen. Wie eine andere, eine sommerselige Jagd umkreisen sie die Kirche, den alten Festungswall, der auch die Kirche einrahmt, und sind gleicherweise Begleiter auf allen Wegen, an allen Dorfteichen, über jedes Feldergerüste hin, das dieser Insel fruchtseliges kleines Reich stellt. Das Erste und Letzte, was von Poel in der Seele seiner Gäste hastet wie mit federnden Schwingen: Schwalbengrüße sind es aus frohen Tagen.

Geltsam feierlich ist beinah zu jeder Zeit die Einfahrt in den Inselhafen. Zu beiden Seiten Fahrzeuge der Fischer von Poel. Von den Masten hängen wie schwarze Fahnen die gezeichneten Netze. Eine schwarze Gasse bilden sie, stumm, schwer, in diesem Ernst. Breit, in massiger Wucht sieht zur Linken der gedrungene, wie in naturgewollter Selbstverständlichkeit hochgereckte Turm der Kirche durch die nachtdunklen Netzgehänge hindurch. Hätten nicht die Schwalben einen Sommer lang und hernach den andern auch ihr helles, federndes Schweben und Segeln um alles hier gelegt: es möchte schier lastend anmuten, was also ersten Gehens Unterpfand ist auf Poel.

Eine Insel ländlichen Friedens ist das hier. Ein paar ganz sanfte, leise sich andeutende Erhebungen führen ein Weniges nur empor über das Flachland der Masse. Wie ein reicher Garten liegen die Felder zur Rechten und zur Linken. Fünfzehn Orte teilen sich im Besitz dieses Insellandes. Alle sind klein; nur Kirchdorf späht von seiner behäbigen Einsatzezung aus ein bisschen nach städtischer Geltung. Ob das hier sehr kleidsam wirkt?

Poel hat wenig Wald, — so gut wie nichts davon. Alles hier tut sonst Feld- oder Gartendienst. Nur eine einzige Höhe liegt bei Kirchdorf herum als Ausnahme: Der „schwarze Busch“. Und dieser schwarze Busch ist denn auch wirklich ein Kerl für sich.

Er steht als Tröppel im Bilde, als ein dunkler Kranz auf heller Höhe. Früher einmal, ganz früher, als es noch Riesen und Zwerge gab, legte man wohl eines Riesen Grab hierher, wälzte hernach einen Stein darauf, der dann für den Toten in die Runde sah, hinweg über alles Land, hinein in das Branden und Wogen der See.

Heute ist das anders. Es gibt keine Riesen mehr. Was aus ihren Zeiten in den Menschen blieb, das ist mit anderem ein Sehnen, von Zeit zu Zeit heraus zu kommen aus mancherlei Getümmel. Etwa von eines Hügels Höhe aus auch nur einsames Land zu sehen. Oder das Meer, das fernhin ge- dehnte Meer.

Hier ist so eine Stätte. Weit schweift des Wanderers Augenpaar über das Poeler Land. Fast jede Ecke dieser Insel- erde wird für Augenblicke zum Besitz. Die Eichen ringsum im schwarzen Busch rauschen dazu ihre besondere Weise. Und aus den Kronen der schlanken Mastfichten dazwischen springt ein strohweises Sausen im Winde auf . . . wie Takte wohl zum Säuselgesange der Eichenblätter. Von unten her, vom Westen aber geben die Wogen der See ihre Akkorde hinzu, dunkler, schwerer noch, wie Blätter und Nadeln hier auf der Höhe es tun mögen.

So singt die Natur eines ihrer schönsten Lieder im schwarzen Busch auf Poel. Und daß sie es der großen Stille vorsingt, einer Stille, die garnichts weiß von allem, was außer ihr ist oder sein mag . . . das ist das Herrlichste auf dieser Insel.

Und das wird wohl auch das Beste von allem im Leben sein.

Das Eigentümlichste an Poel mag sein, daß es nur verschwindend wenig Schiffer unter seinen Bewohnern hat, immer hatte. Daß es seit alter Zeit immer mehr Bauern als just Seemanns-Insel war.

Es ist einmal so gewesen, daß die Poeler in Kriegsnöten die Wismarschen so gründlich mit Kohl versorgten, daß den

Städtern so kein Mangel bekommen konnte. Abgesehen davon: Auch die Landesfürsten haben in alten Zeiten oft auf Poel Hof gehalten, hier gute Tage verlebt.

Am Anfang der neueren Geschichte schon war es so, daß Heinrich der Löwe die Poeler unter Lübecker Kirchengewalt stellte, die Lübecker geistlichen Herren so mancherlei Besitz auf Poel und in der Folge zu verschiedenen Gnadenerweisenungen hierher kamen. Um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts war Poel längere Zeit Wittum der Anastasia, der Witwe Heinrich des Pilgers von Mecklenburg. Heinrich der Löwe von Mecklenburg gab die Poeler Besitzungen im wesentlichen an die Herren von Plessen, von Preen und von Stralendorf. Von ihnen kauften die Hospitalherren vom Heiligen Geist in Lübeck ganz Poel; die mecklenburgischen Herzöge hatten nur mehr das Jagdrecht. In der Reformationszeit wieder Herr über einige kirchliche Orte hier geworden, haben die mecklenburgischen Herzöge dann längere Zeit versucht, hier bevorzugt Fuß zu fassen. Etwa in dem Jahrhundert 1550 bis 1650 ist von dergleichen, so von verschiedenen herzoglichen Schloßbauten; unter Johann Albrecht I., II. und Adolf Friedrich ist viel hiervon — auf dem Platze südlich von der Kirche Kirhdorfs — die Rede. Dann kommt die Festungssache aus der Zeit von 1612—1618 hinzu. Zwischen allem glänzende Hoffeste, Besuche u. a. von König Gustav Adolf von Schweden (1620) und ähnliches. Schließlich die Wirren des 30jährigen Krieges in näherer Auswirkung, die schwedische Zeit von 1648 bis 1803. Im ganzen doch recht gelinde für Poel und die Poeler verlaufene Dinge. Und zwar im wesentlichen deshalb, weil das Heiligegeist-Hospital Lübecks Jahrhunderte lang bis 1803 tatsächlich Besitzer von fast ganz Poel war, infolge von Lübecker Einwirkungs-Möglichkeiten seine Besitzungen von der Kriegsnot und verwandtem ziemlich gründlich zu schützen vermochte.

Derlei besondere Obrigkeit-Verhältnisse haben übrigens in verwandter, eigentlich lange geschützter und eben eigenartiger Weise bis nahe an die Gegenwart heran bestanden, bestehen zum Teil wohl noch.

Man hatte z. B. sieben Schulzen hier mit dem Oberschulzen drüber. Und dieser Oberschulze war eine Art Typ in der Volksrage geworden der Art, daß er geschildert ward in der bekannten Vorstellungsszene, wo der Landesfürst sich

als Großherzog von Mecklenburg einführt, „der andere“ dem kühl entgegen hält: „Ich bin de Schult von Poel!“

In den neueren Zeitläufsten sind ja auch in solchen und ähnlichen Hinsichten einige Aenderungen eingetreten. Immerhin haben die Poeler sich manche Eigenheiten treu bewahrt, werden das, allen Kürdingen zum Trotz, hoffentlich auch noch sehr lange nach den Tagen von heute und morgen tun.

Von der Möweninsel Langenwerder.

Immer, wenn das Meer dich grüßt, ist ein Möwenschimmer dabei. Immer im Wachen, immer auch im Traume. Immer etwas von dem Schweben und Segeln dieser weißen Herolde über den blaugrau wallenden Wogen der Weite.

Was wäre das Meer, die Unendlichkeit der See, ohne seine Möwen! Es könnte groß sein in sich selber. Es könnte Sturmlieder singen, deren Gewalt alles andere überlöst. Es könnte Majestät sein in der Stille. Aber es hätte dabei nicht dieses Eine, diese lachende Freude über den Wellen, dieses eigene Leben der Lüfte, das wie der Glanz einer Krone ist hoch über den Massen der Tiefe.

Deshalb: Es müssen Möwen dabei sein, wenn du das Meer siehst. Es muß ein Laut von ihnen her hinzukommen, von den kleinen flinken Lachmöwen so gut wie von den großen Sturmseglern. Nur dann, nur so geht im Wachen wie im Traume ein Schimmer aus von der Stunde, die dich verband mit der See, der stolzen, der herrlichen Freiheit, die aus ihren Liedern spricht. Ohne das — — es ist wirklich nicht viel, was man da wissen kann vom Schönen.

Für die Möwen aber und für manches Meervöglein sonst noch haben wir nun seit ein paar Jahrlein die Vogelfreistätte auf der Insel Langenwerder seitwärts von Poel.

Das hat damals, 1909 war es, der Verein Jordsand in Hamburg zuerst fertig gebracht. Es ging auch gut bis über den Krieg hinaus. Aber dann kam fürs erste das Ende; im Jahre 1919 wurde von den anno dazumal chronisch auftretenden wilden Männern alles auf Langenwerder vernichtet, einfach buchstäblich jedes Ei gestohlen, jeder irgend erreichbare Vogel getötet.

Man hatte zuvor schon einen Wärter auf Langenwerder angestellt. Das war der alte Schwarz. Er kam täglich von Poel herüber über den schmalen, seichten Seearm, der eine Insel hier von der andern trennt. Aber gegen Wilde

könnte er als harmloser weißer Mann mit grauen Haaren — Schwarz war damals schon an die Achtzig nahe herangekommen — nichts ausrichten; so mußte das Unglück seinen Weg gehn.

Noch einmal hat dann der Verein Jordsand sein Möglichstes dabei getan, daß wieder Ordnung werde in diesem Vogelstaate. Aber erst, als auch noch einige Leute von Gewicht aus Wismar, Schwerin, Güstrow, Rostock, hier besonders Prof. Dr. Wachs vom Zoologischen Institut der Universität, hinzutraten zu den Vereinsleuten aus Hamburg, erst da gelang es, die Regierung zu neuen Schutzmaßregeln zu bestimmen; heute gibt es auf Langenwerder Stiftungen von Industriellen aus Wismar in Gestalt von Wohnwagen und Wohnbaracken, die dem Wärter und auch anderen Gästen eine erträgliche Heimstatt bieten im Vogelparadies.

Dass Langenwerder dies ist — selbiges muß man nun auch wieder selber gesehen haben. Muß es gesehen haben, wenn im Frühling der Steinbrech das tiefere Wiesengelände hier wie mit einer violetten Decke von Samt überzieht durch seine Blüten, und wenn höher hinauf das Weiß der Grasnelken zu dem satten Silbergrau der Stranddistel hin schimmert und leuchtet. Wenn also überall im Rund die weißen Möwen mit den schwarz-weißen Seeschwalben, den schwarz-weiß-roten Austernfischern, den kleinen, geschwind voran trippelnden Halsbandregenpfeifern allein ihr Reich für sich haben. Ueber allen, der Zahl, der Bedeutung nach die Möwen stehn, die flinken Segler über den Wellen.

Dass die Freistätte Langenwerder bleiben möge, was es also ist: ein Paradies der kleinen Meersflieger, ein Wunsch ist das und eine Tatsache sei es fürdernhin, an der kein wilder Mann mehr rütteln kann.

Denn immer, wenn das Meer dich grüßt, im Wachen wie im Traume muß ein Möwenschimmer dabei sein. Immer etwas von dem Schweben der weißen Herolde über den stahl-simmernden Fluten der Weite.

Im Klüzer Winkel.

Wie auch die Zeiten sich wandeln und die Menschen mit ihnen — es gibt Teile jeder Landschaft, die sich bis zuletzt in besonders betontem Maße einen gewissen Sondercharakter wahren. Es wird nicht zu leugnen sein, daß längs der mecklenburgischen Küste bevorzugt der Klüzer Winkel zu diesen Landschaftsteilen gehört.

Der Klüzer Winkel ist hervorgegangen aus einer Waldlandschaft, einem „Wald Klüg“, dessen Überreste gesehen werden im Lenorenwald um Klüz herum, im Düstern Hahl bei Goldbeck und auch wohl in den Waldbeständen nächst der Lübecker Gegend überhaupt, für welche Teile ja zu den Zeiten Friedrich Barbarossas und Heinrich des Löwen den Lübeckern das Recht der Entnahme von Bau- und Brennholz zustand.

Der im Lande selber wirksamste Ruhm des „Winkels“ ist freilich nicht sein alter, oft herrlicher Wald, sondern die „hohe Bonität des Bodens“, das heißt die durchweg vorhandene hervorragende Fruchtbarkeit dieser Korn- und Fleischkammer Mecklenburgs.

Sie hatte dann wieder zu einer anderen, allerdings in Mecklenburg nicht vereinzelt stehenden Eigentümlichkeit geführt, nämlich zu dem starken Hervortreten des Feudaladels im Winkel. Schon aus vorgeschichtlicher Zeit gibt es hierzu lande, z. B. bei oder in Dassow Anzeichen für das Vorhandensein von Schutzburgen in den Wäldern an der Seekante und tiefer drin im Lande. Sobald in geschichtlicher Zeit die Besiedelung klarere Zeugen hinterläßt, ergibt sich z. B. bei Arpshagen das Dasein der Wasserburg der Plessen; die Doppelgräben der umgebenden Wasserringe sind in Resten und Umrissen noch vorhanden.

Und auch als die Zeit weiter vorschreitet, verbleibt hier in besonders spürbarem Maße auch für die späteren größeren Ortschaften die Abhängigkeit von Rittern und Rittersitzen, so für Dassow und Klüz — hier bis in die neueste Zeit hinein, 1921, gegenüber dem Grafen von Bothmer, die 1723 aus

Bayern hier, zunächst für Arpshagen, ansässig wurden als ein im Kerne althannoversches Geschlecht, das dann hier zu Bothmer den Stammsitz der so mecklenburgisch gewordenen Familie in den Jahren 1723—1725 ausbauen ließ. Seit 1852 von einer ehemals russischen Linie des Bothmer-Hauses in dieser „Grafschaft Bothmer“ vertreten wird.

Die alte Zeit der Feudalherren fand hier in mancher Hinsicht bis zum Weltkriege und auch noch kurz danach in charakteristischer Weise Vertretung.

Die Selbstverwaltung von Klütz bestand z. B. bis 1921 aus vier „Ortsworstehern“, deren Obliegenheiten sich tatsächlich erschöpften durch die Pflicht des Ansagens zum Schneeschippen und die Aufsicht dabei. Sonst hatte die Gemeinde noch einen Nachtwächter zu berufen und auch zu besolden — was indes erst eine neumodische Sache war, nicht eben viel kosten durfte.

Jetzt ist freilich auch hier alles anders worden. Aber trotz aller neuen Moden von gestern — ein Hauch der alten Zeit liegt sichtbar noch ob vielem im Umkreise des „hohen Schünbergs“, einer Erhebung nicht allzuweit von der Küste, die mit ihren 92 Metern Höhe allerdings sehr schöne Ausblicke über Land und See, über den Winkel drunter wie über Lübecks Türme in der — nicht allzu fernen — Weite gewährt.

Von allen Orten im Winkel hat wohl die lebhafteste Entwicklung in neuerer und auch schon in etwas weiter zurückliegender Zeit Boltenhagen gehabt.

Vor Zeiten lagen hier zehn „Kossätenstellen“ herum. Der Boden an der Küste brachte nicht allzuviel Ertrag der landwirtschaftlichen Arbeit. 1830 dann kam der Pastor Meyer aus Wismar hier regelmäßig im Sommer her; er ist der Vater des Seebades Boltenhagen.

Bad Boltenhagen ist dann auch im wesentlichen in den letzten dreißig Jahren zu einer gewissen „Modernisierung“ des alten Stils mit seinen „Luftsnappern“, den kleinen Schuhhütten am Strand, die zeitweise in recht großer Zahl — über 50 — vorhanden waren, gekommen. Ein Mitgehen mit der Zeit, dem sich seit einigen Jahren auch Tarnowitz mit seiner stark besuchten Jugendherberge am Strand angeschließen sucht.

Bi dei Winkelburen.

Hir geiht 'e hen,

Dor geiht 'e hen — —

man, ne: dat 's doch noch nicht dat richtig Wäswarks van Friizing Reuter sinen Kram her, wat hirtau stimmeriern deiht. Dat, nämlich dei Sak, welker hir in'n Winkel bi Klütz rüm van em ut Stemhagen her bigäng is, dat is dei „Reis“ nah Belligen“.

Wo, dat glöwt ji nich?

Manu! Wo, dit is jo doch — —

Ji weiten doch, dat Lowising, wat den dunnmaligen Roggenstörper Pasturen-Badder Kunze sin Dochter wir, nahst Friizen sin Fru wör. Wat segg ich? dat dit geschehg an'n 16. Juni 1851 — man nich? Un Roggenstörp, dat dat gor nich wit afgelägen is van Klütz, van Boltenhagen: dat weiten ji doch ok, nich? Na, seihn ji woll!

Un dor, so ungefähr soans dor wol't em sitten!

Nemlich, wat Friiz wir, dei söcht dunn al, in dei Jahren jo bi sin Hochtit rüm, väls ut un in allerwägens hin in'n Winkel. Indäm un soans, dat dat jo in dissen Winkel gang nüslich is un sin kann all Dag, man nich?

Na, jüst up dei Ort kem hei nemlich ok öster ens nah Boltenhagen, wat jo dunn ok al so bi lütten Badurt warden kaenen künnt. Un kem denn dor tau Swart un Witt un tau dei Sak, dei sei van wägen den sapperlotischen Verein un Belligen dunn jo nahsten afwickeln wören.

Badder Swart vör alln, dat wirn feinen Kiri wir dat. Un ob! Harr Kultur der Welt un all so'n Schit lihrt up dei groten Reisen. Un wüft dat denn ok an'n Mann ore aewersten an dei Fru to bringen — ümmertau wüft hei dat.

Ens ok.

Dunnso is hei bi'n Großherzog bädien, weit jüst nich mihr wurüm. Na, un dor kümmt em so'n Ort Kirl mit väls Tressenwarks bi dei Husdör to dat Paleh in 'n Mölt. Will em nich rin laten. Harregott un Harrejes, wat'n Beist, nich?

Na, ol Badder Swart seggt em denn jo düdlich sin Meinung. So dat dei Großherzog fühlen ut sin Stuw — so'n Ort Galong is dat wäst, ja — rutkicke un fröggt, wat d'r los warden soll.

O, nixnich, Herr Großherzog, seggt Swart. Wi kamen glikhs hen! Man hir des' ol pomadig Handspak will uns abslutemang nich dörchlaten!

Wonah Dörchläuchten dei Großherzog man to'n Fräden stüren un Swart bi sich rin nödigen möcht.

Ok mit dei Dams — ok dormit wüft ol Swart heil moi ümtogahn.

Annermal, up'n Danzbaehn ens kriggt hei bi so'n Danz sowat ein van dei Ort Minschen to sat't un hul't dormit af.

Man, dat 's swor Geschäft up 'e Dur denn mal.

Badder Swart tul't un taſt — aewer ne: wat to dull is, is tau dull!

De Oll prehademußt ehr denn ok toležt un toležt in ein Eck rin, lett sei stahn, hal't hoch Lust un seggt denn to ehr heil düdlich un kortfätig:

Dor stah, Du Dunner — rümtaukriegen büft jo doch nich!

Heil prächdig aewer wüft Swart mit dei Badgäst to kramen.

Kemen dor wech angejöhelt, dennso nehm Swart ehr irft mal int Gebett. Dei irften acht Dag', so heit' dat denn woll, sünd ji nich satt to kriegen. Un denn nahher, wenn wi jug' satt faudert heiwvt, sangt ji an tau quesen!

Jeja, ol Badder Swart, dei wüft woll Bischeid.

Nich blot mit dat richdig Wurd an dei richdig Stär — ne, ok mit dei Dat.

Wenn dor dunnmals bi sin Tid dei Storm utbannig an to raesen füng un soans Not in See upkem bi dei Lieps un so: dennso wiren hei un Witt un noch'n por glikhs prat, so See an, un woll ball ümmer künn denn ok Rat warden.

Nu sünd dei Oln lang dod. Ok dei Mudders bi Eck-Westphal (ore wirkt noch bät lang int Dörp?), dei dunnmals, in dei irft Tid van dei verfugt Badgeschicht 'n por tämlich uthungerten Stadtminschen irft mal mit Speck un Schinken un Eierühr in dei richdig Läuf' bröcht un denn mit son Ort Biduren tau ehr für: Rinnings, dat bätten Aeten kost nig, aewer dat Asbaden maht jug' dei Sak diir. Jek

kann un kann jug' nich anners helpen — jedverein möt
zwei Schilling dörför utgäben!

Jejajija! dei gauden oln Tiden, wo sünd sei afbläben!
All fläuten gahn!

Man, dat möt Ein nu seggen: heil gemütlich is dat ümmer
noch in'n Winkel, dat lett sich nich striden! Un to seihn giwot
dat hir ok allerand. Irst sacht in Voltenhagen sülben un denn
ok bi Tarnwitz un bi Kärwisch rüm, jawolling ja. Un Schin-
ken un Speck un Eierküche un wat weit ich süß noch all lett
sich ok noch afslangen all Dag — owohlja lett sich dat!

Un wat will Ein sacht mihr! Mal orrig afbäden, mal
dägern in dei Sünn hiken un in Holt un Wischen, bi Acker
un Beiharks rümströpen —: mi dücht, wenn dortau denn noch
so'n bätzen Aeten van Mudders bi Eck-Westphal un so kümmt,
dennjo soll uns dat woll gefalln, nich? Iwoll!

För minenwägt kann dat ümmertau so bliben, as dat is.

Beim Nachbar nebenan.

Das soll nun wohl sein: Die Lübecker, was die sind, die wurden uns öfter mal über, um mit Braesig zu reden.

Ganz zuerst schon, damals in den hansischen Zeiten: da war es schon so, daß die Lübecker obenan saßen, wir höchstens daneben. Dann auch, als es weiter ging, — Lübeck hatte immer etwas voraus. Und so ist es geblieben bis zum heutigen Tag.

Gehe doch mal einer durch die alte Stadt und durch die neue Stadt: wie eigen ist da das allermeiste! Die „Gruben“ und ihre nächste Nachbarschaft bis zur Breiten Straße oben, der Trave unten . . . einen Kranz von dunkelgrünen Eichenblättern mit den goldenen Sternen unverwechsellicher Blumen drin möchte man aufs Haupt legen den altersgrauen Zeugen einer ehrenreichen Vergangenheit! Holstentor, Rathaus-Marienkirche . . . den Kranz in die Luft, auf daß er sich senke, wohin er mag! Sei es, wohin immer, — recht wird er schon fallen! Schifferhaus, Heiligegeist-Hospital.

Nicht alles freilich auch, was geschah, ist wert, geschehen zu sein. Dom und Museum — warum mir mußte der Kleister reichen zum Verderben!? Die „alte Post“ am wunderbaren Marktplatz — warum, warum? Und noch dies und jenes —

Aber laßt die rechte frische Brise walten, daß der Adler von Lübeck mit seinen Schwingen verdecke, was ihm nicht gefallen kann! Es geht an.

Keine Stadt sonst, die so, wie Alt-Lübeck ein Denkmal ihrer größten Zeit genannt werden könnte. Dabei gilt, daß kein eigentliches Denkmal aus Erz oder Stein geschaffen ward, solcher Zeit zum Ruhme nur allein. Sondern daß die alte Stadt, diese Stadt mit den goldenen Türmen, die ihr Sohn Gustav Falke feierte im Buche seiner Erinnerung, — daß diese herrliche Stadt als Ganzes trotz schwerer Verluste, die auch sie betrafen, sich selbst genug sein kann als Hauptstadt der Hanse in Ewigkeit.

Die neue Stadt hat, wie das so geht, lange nicht so recht hauszuhalten gewußt mit dem Krongut aus alter Zeit, mit den Anregungen, die daraus entspringen mochten gleich einem unversieglichen Born. Aber dann sind die Baumeister der neuen Zeit, die Mühlenpfördt, Balzer, Birck gekommen; und da auf einmal ging es. Da kam die Umwandlung der „Parade“ in einem erstaunlich echten Geiste. Da ward das Annenkloster zu einem Schrein rechter Art für Schätze der Vergangenheit. Da auch ging man leise, zögernd an die neuen Formen heran für den alten Holstentorplatz. Und das allermeiste gelang gut.

Auch draußen beim Priwall und so vor und in Travemünde!

Wenn man's recht überlegt, ist in diesen Badeorten der neuen Zeit baulich ungeheuer viel verdorben worden. Sie sind nahezu alle baulich entstanden im greulichen Zeichen von Neureichs Erben. Das ging im allgemeinen fast ausnahmslos so zu landauf, landab. Auch Travemünde hat in seinen „mittelalterlichen“ Teilen zureichend Vorrat an dergleichen Dingen.

Aber dann hat man sich in jüngster Zeit „knaß“, kurz fertig besonnen. Besonnen zum wenigsten an der Spitze, dort, wo man von Lübeck her entscheidend beeinflußt werden konnte, — so um Brüggemann vom Kurhaus her und gleich daneben. Und siehe da, man schaffte es! Das jüngste Travemünde — hallo, wir grüßen dich! Wenn es sein kann, wollen wir an dich denken . . .

Von der Insel da vorn.

Sie liegt wirklich da vorn in der blauen baltischen See, wenn man von dort oben aus den Diedrichshäger Bergen her ins Tal kommt oder auf der Straße von Kröpelin aus Alt-Gaarz zu erreichen sucht; dann ist da ganz vorn in der Meeresweite eine Stelle, die ausschaut, als hätte der liebe Gott einen Gedankenstrich oder sowas dergleichen in die Wogen hineingesetzt. Das ist Fehmarn

Eigentlich stand oder lag die Insel Fehmarn immer ein wenig im Schatten. Denn ob man vordem Alsen nannte (was ja nun freilich im deutschen Ring nicht mehr möglich ist), ob Rügen gar hervor trat — Fehmarn lag immer vergleichsweise hinter ihnen. Höchstens Poel; ja, das ging wohl noch an zum Vergleich! Aber damit war wieder den Fehmarnern oder Fehmaranern nicht so recht gedient. Denn alles was recht ist; man so'n büschchen auf Ordnung und Abstufung von wegen der Größe muß man nun doch schon halten; das ist man sich selber schuldig!

Fehmarn und die „Fehmerschen“ können sich sonst bei Poesie und erstklassiger Landschaftsschönheit und sowas mehr nicht allzuviel denken; ihnen ist zu seiner Zeit ein handlicher Gänsebraten lieber. Auch wohl ein Glas Grog mit nich to völ Water, bätien mihr leiverst van dat anner . . . nuja, wie gesagt, zu gelegener Zeit — warum nicht?

Aber da war mal . . . es ist nun schon lange her . . . ein Schulmeister oder sowas auf Fehmarn, der dachte auch in solchen Hinsichten schon anders. Er war freilich nicht hier zuhause, ne, vielmehr von da noch ganz hinten her, wo dann bald die Nordsee dazu kommt. Und hatte sich 'n büschchen übernommen am Leben, an dem snurrigen Remedikram, der zuweilen in so einem Leben den Menschen beirrt. Er hieß Klaus Groth. Und ging zu der Zeit hierher, um „vom Leben zu genesen“ oder so ähnlich — was ja immer schon und immer wieder eine leidlich verstiegene Sache ist as ok bliben ward. Und sah, hukte eine Weile flügellahm hier herum. Bis er dann zu lauschen anhub, zu schreiben begann, aufzumalen sozusagen, was im Volke lebte an uralter und dabei ganz unbewußter Poesie. Und was denn nun Gestalt gewann in der

Seele dieses einsamen, dem Leben gram gewordenen Menschen, ihn in der Folge emportrug zum Sessel gar eines leibhaftigen Professors, der dann wohnte in der Hauptstadt seiner holsteinischen Heimat und dort achter „min Port“. Dessen Name heute noch und lange weiter nach diesen unseren Tagen lebendig blieb und bleibt in den Klängen, die er einsing im „Quickborn“ seines niederdeutschen Volkes.

Noch ein anderer war da auf Fehmarn.

In jenen dunkel wohl uns anmutenden Zeiten, die man gemeinhin nennt das Mittelalter unserer Zeitrechnung lebte hier „zwischen den Fahrten“ lange Zeit Klaus Störtebecker. Er kam von Wismar her, da links vorn, wo die mächtigen Türme, die breitgelagerten Massen der Kirchen schon über dem Hafen standen, als dieser andere Klaus geboren ward, spielte mit den Genossen seiner Kinderzeit. Ward in jungen Jahren ein Seefahrer, ein Führer dann von solchen Genossen in sehr unruhig getroffenen Zeitschäften. Und nutzte hier auf Fehmarn die Feste Clambeck, einen festigen Bau, der so wohl schon bereit stand aus den Tagen her, wo ein tüchtiger Raubritter gesucht sein möchte zum Genossen der Herren im Lande wie der Straßen drin landauf, landab.

„Das war Klaus Störtebecker . . .“

Es ist doch sonderbar. Man sagt, und sagt's zuweilen nicht ganz mit Unrecht: dies oder jenes Volk habe besonders ausgeprägt keinen Sinn für Poesie. Aber wenn es sich dann so macht, daß irgendwo in dem Lande drin ein altes Gemäuer wuchtet; wenn Ketten drin und Handschellen gar die schwerflüssige Fantasie der Menschen drum herum erregen: dann kann es sein, daß diese Volksfantasie selber in raschem Zupacken aller angeblichen Fantasielosigkeit in sich selber ein Ende macht. Daß auf einmal in üppiger Fülle gleichsam ewiges Grün den Fleck Erde überzieht, den man hier Heimat heißt. Daß Rosen blühen, die herrlichsten wilden Rosen, wo vordem dürrres Land zu sein schien. Und daß dazu Glocken erklingen vom Meeresgrund heraus hinein in Zeit und Ewigkeit.

So ähnlich liegt und steht es auch um die Insel da vorn, um den großen Klaus und um den kleinen Klaus, die alle beide hierher zählen, ein ewiges Leben haben in der Poesie wie im Gedächtnis der Menschen hier, die — so gar keinen Sinn für Poesie zu haben scheinen.

Klas Störtebäker.

Dat wir Klas Störtebäker
Ut Wismer — jajija:
Mit lütt un grot Galljönen
Mang Wismer un Land Schonen
Drew hei Hallodria.

Dat wir dei Herr van Thünen
Up Tellow dor bian,
Dei let Klas rümmersusen
As gröttsten Dickbambusen,
As ein man susen kann.

Dat wir 'n dor rüm bi'n Haben
Dei Kopplüd, staatsch un stiw,
Dei swögten vör den Häben:
Wat möt 't wi blot biläben;
Hei row't dei Seel ut't Liv!

Dat wiren Ratsverwandten,
Ihrbor un upfidummt,
Dei steckt dei Köpp tosamten,
Let en breitmästig kamen
'n Ding, wat destig brummt.

Dat wir dei „Kauh van Blannern“,
Dei keem bi antoteihn,
Wör buh mit Klas afföhren,
Jüst as so'n Landhusoren,
Tovörn hei 't sich verfeihn.

Dat wir Klas Störtebäker;
Sin Stirn, dei swünn to Nacht.
Sin Schipp mulscht manc dei Dünen,
Willdeß ol Herr van Thünen
Mang Säck vull Drüttels lacht.

De Schipper un de Düwel.

Dor is mal en Schipper west, de hett bannig väl Glück hadd. Wat hei ok anfün, alls slög in. Keener hadd so moy Ladungen as hei. Un keener verdeente so väl Geld as hei. Dat flöt em man so to.

Hei aewer wir ok nich bang'n. Dat geew keenen, de sowat riskieren ded, wat hei ruhig maken ded. Wur hei ok sägeln ded, hei hadd ümmer goden Wind. Weck säden: Wenn hei finen Haut dreihn ded, denn dreicht sick ok de Wind so, as hei woll.

So hett hei väle Jöhren dörch fohtt, meist mit Holtfrachten in de nördlannsch See, aewer ok wider weg, bät nah Schina hen. Un hett Geld as Heu, blot nich so lang, verdeint.

Malens wir hei in de Nurdsee togang'n. Dat güng as dat Wäder — ümmer vör dull. 't let ball, as harr hei Schäp un Ladung stählen, so slutscht dat.

Achter em her aewer sägelt ein, dei wir dor noch bäter bi, un dat wir Musch Urian füllen.

Dei harr dat swart up witt van den Schipper: To dei un dei Tid hürst du mi, wenn ich di so lang help to din Furtkamen. Un jüst grad an dissen fülstigen Dag wir den Schipper sin Tid aslopen.

Na, wat dei Schipper is, dei kicht jo denn nu mal int Wäder un seeg denn jo ok Musch Urian richdig dor rümsufen. Un weit Bisched: haha un züso! Denkt aewer bi sich: Mi kriegst noch lang nich!

Hei let sich denn nu den Timmermann kamen un säd em Bisched: so un so. Nämlich, hei, wat de Timmermann wir, söl glik in dat Ruum gahn un zwei gatlich Löcker in den Schäpsboden bohren. Nahst söl hei de Pumpen ut ehr Gestell holen und ganz dichting vil up de Löcker setten so, dat dat Water recht hoch in de Ruhren stigen würd.

De jo denn bi un bohrt un deiht un makt alls so farrig un trecht, as em dat heiten is. Un sett't de Pumpen so dicht up, dat ok nich einen Druppen Water an de Ladung

künnt. Man in de Pumpen dor steiht de Nurdsee saeben
Tot hoch.

Meister Timmermann is jüst farig, dunnso is Musch
Urian ok al an Burd un will jo den Schipper bi'n Kragen
kriegen.

„Man ümmer sachten un nich so hastig, ol Friind!“ seggt
de Schipper — so'n Jl hett dat jo noch gornich mit uns. Sinnig,
sinnig! — Gewiß, dor hest du recht in, dat hüt de Dag is so-
withen för di. Man, weisst noch? dor stünn doch in unszen
Verdrag in, dat, du dorför sorgen wost, dat min Schipp to
jedweder Tit dicht un drög wir. Un nu kik di mal de Pumpen
an! Saeben Tot Water steiht in de Ruhren — wat seggst
dorto? Pump, Düwel, pump mi dat Schipp lenz! Kriggst du
dat int Lot, dennso kannst mi girn hal'n, bihol'n' för ewig
Tiden, man süß nich.“

Wat de Düwel is, de föhrt denn jo ok richdig up de
Pumpen los un fangt an to schaffen, dat em de Sweit man
ümmer so pil un plängschafz den Buckel sowat dasslopt.

Aewer helpt un düft em all nich, — denn wat hei rut
pumpt ut de Nurdsee, dat pumpt hei dor jo ok glik wedder
rin. Is jo nig an to ännern, för gorkein Geld nich.

Toleht un toleht let denn jo ok de Düwel, ganz slapp
un laesig, Schipp un Schipper achter sich un fuſt heil fühnſch
af nah sin Grotmoder.

De Schipper aewer smustergrient so'n häten as woll hei
seggen: Töw, di hewwo ick schön anführ!

Van de Tit ut aewerst let em de Düwel in Gräden, un
hei künnt driben, as hei woll un as sin Haut dat anseggen
milcht.

Von der Seemannssprache.

Sie hat, das wollen wir nun doch einmal von vornherein festhalten, einen ganz eigenen Charakter für sich. Es ist viel besonnene Klarheit drin enthalten. Und das muß wohl so sein. Denn wenn es draußen auf der See zu jenem betonten Ernst kommt, den man auf dem Festlande doch nicht so hat, erreichen kann: Dann bedarf es keiner Mächte im Ausdruck so sehr wie derer, die sich Festigkeit, Klarheit, Energie nennen können. So kam, kommt die Seemannssprache vornehmlich und ausgesprochen mit solcherlei Kräften in Berührung. Und hält sie fest, wie wohl keine andere unter all den Sonder-sprachen, die man sich sonst noch denken mag oder die anderswie Dienste verrichten.

Man hat dieser besonderen Seemannssprache eigentlich zu keiner Zeit das Maß von Pflege oder auch nur Beachtung zugewandt, die sie „von rechtswegen“ immerher verdient hätte. Die großen Vertreter deutscher Sprachwissenschaft, ein Jakob Grimm, ein Friedrich Kluge etwa — sie hatten durchweg kein rechtes Verhältnis zur See und auch nicht zum Seemannsleben und zu dessen Sprache. Es wurde alles mit den Augen der erklärten Landratten gesehen. Kam man schon einmal zu gesonderter Behandlung, so fehlte doch recht sehr das richtige geistige Band zu dem freilich flüssigen Element und seiner Sprache hin. Auf die Weise steht jedwede annähernd erschöpfende Behandlung der Fragen um die deutsche Seemannssprache herum noch aus.

Es wurde von der Bestimmtheit im Ausdruck gesprochen, die die deutsche Seemannssprache vornehmlich auszeichnet. Woher vor allem kam ihr solche Kraft zu?

Es ist für uns, die wir an der Waterkant aufgewachsen, damit lebenslang irgendwie verbunden geblieben sind, ein Leichtes, herauszufinden, daß die deutsche Seemannssprache Charakter und Macht eben von der Waterkant her in sich einsog, die sie in ständigem Gebrauch seither auch erhielt; das heißt: die deutsche Seemannssprache ist unverkennbar ein fast ganz niederdeutsch bestimmtes Wesen!

Aus jener „grauen“ Vorzeit, die noch nicht Geschichte, nur Sage ist, kommt zu den Späteren Seefahrt und Seemannssprache. Sie sind verbunden, zu selbstverständlicher Einheit verwachsen, bevor es überhaupt eine Möglichkeit gibt, etwas geschichtlich überliefern zu können. Und es ist im sogenannten letzten Grunde recht sehr unklar, woher die niederdeutsche Sprache stammen mag, die dann eines Tages als reif befunden wurde. Herrschaft auszuüben nicht nur zur See, sondern auch am Lande hier herum.

Sie gehen zusammen dann in der ganzen hanfischen Zeit. Erst jenseits dieser Glanzzeit niederdeutscher Kraft verliert auf dem Festlande die niederdeutsche Sprache langsam an Geltung. Die Gegenwirkungen kommen von oben, aus Oberdeutschland wie aus oberen Kreisen. Sie erlangen in Jahrhunderten auf dem Lande verstärkt Geltung; auf der See ist heute fast wie in „grauen“ Tagen in allem Bestimmenden die niederdeutsche Sprache Trumpf; ihre unmöglichverständliche Eindeutigkeit, das Scharfe, Sonore ihres Klanges ließ sie unentbehrlich bleiben für solche Zwecke.

Es würde wenig Wert haben, so ziemlich aussichtslos erscheinen müssen, zu versuchen, durch eine begrenzte Reihe von Sprachbildern oder Bezeichnungen aus dem seemännischen Leben gewissermaßen Beweise zu sammeln für die Herrschaft des Niederdeutschen auf diesem recht eigentlich ihrem Gebiet; dergleichen hört man besser aus der lebendigen Seemannssprache an der Waterkant heraus. Immerhin soll auch hier nicht ganz ohne Beweis bleiben, was zuvor nur eben festgestellt ward. Eine allerdings kleine Liste von dafür bestimmenden seemännischen Ausdrücken, die allesamt dem Niederdeutschen entstammen, sei hier angeschlossen. Es zählen dahin:

Achtern, Anker, Backbord, Bagger, Bake, Ballast, Billen, Bodmeri, Boje, Bollmark, Bootsmann, Bramsegel, Bumboot, Bunker, Draggen, Dükdalben, Ewer, Fockmast, Gangspill, Gig, Gissen, Heck, Hissen, Helling, Helm, Holm, Jacht, Jagersjägel, Kabel, Kaje, Kalfatern, Kombüſt, Kiel, Klüver, Kogg, Kauhbrügge, Labsalen, Labshausch, Last, Lastadie, Lavieren, Lee, Lenzen, Lik, Logger, Löſchen, Lot, Lots, Luu, Maat, Mars, Mol', Paffen, Peilen, Plicht, Preien, Quast, Reep, Reemen, Reis', Sluis', Sägel, Schwojen, Seil, Stürburd, Striken, Tide, Warschuen, Warft, Wridken, Wrack.

Man könnte die Reihe leicht auf das Doppelte oder Mehrfache bringen. Ueberall ist Klang und Farbe drin vom Niederdeutschen her. Man gehe ihm nur nach. So kann sich z. B. auch leichtlich erweisen, daß die vereinzelt behauptete Vorherrschaft des Englischen zur See recht oft „die Segel streichen“ muß vor der Wirklichkeit der Laute, die aus dem Norden zur Herrschaft kamen über See und Land und die, entsprechend der Jahrhunderte alten Ueberlieferung, auch unbedingt würdig erscheinen, im Regiment zu bleiben in der Zukunft.

Van still See bät to swor Bräkers.

Stille See.

Dat is blankstill, blankstill, bleckenstill, blickstill, blinkenstill, dodenstill.

Is keen Niwel, keen Rüsel up.

Is jmul Water.

Stormwind.

Hüt huschi he ornlich. Hüt spält he dull Jung mit uns.
Dat smitt richdig Wind, dat schürrt man ornlich so Wind,
dat weiht as ut 'n Sack schürrt.

De Jungs hebben wedder den Sack open makt. Is'ne
stivo Bumm.

Is 'n slegendigen Storm, 'n Kohstorm, Generalstorm, Kanonenstorm.

Is 'n Storm, dat jaeben ol Wiver nich 'n Bessenstäl, 'n Kalwsell, 'n Schötteldok holn kaenen.

Dat störmt up Düwel hal, up Deuwel komm raus. Dat
pseift in de Blöck as de Uhl.

Dat gnittert un gnaastert all.

Nu bargt de Höd', nu ward't klemmen. Nu geiht Prük
un Hörbütel to'n Düwel.

Nu heit he sick asraest, asrauscht, asrust, asbrüllt.

Krink üm de Maan, denn heit de Storm gedahn, Krink
üm de Sünn, denn ward't beginn'n.

Magnenring is keen Ding, Ring um die Sonnen hat schon
mancher Frau die Kinder genommen.

Krink üm de Maan, dat kann woll noch gahn, aewer
Sünnenkring bidräwt männig Fru un Kind.

Wenn'n groten Stirn dicht bi de Maan steiht, seggt wi:
De Maan heit'n Verklicker, 'n Klicker bi sick — dat fall bi-
diiden: 'n Verrader, denn ward't weigen, wo neger, wo arger.

Seegang.

Dat ward alln bätten ruug, kruus.

Kümmt al 'n bätten Gragide, 'n bätten Schälung, 'n bätten Krüfels up't Water.

De Herrschafsten up'n Damm seggen jo Wellen, de Madros seggt See.

Wi hemwen hüt väl See up'i Water.

Dor steht 'n graw See, is himmelhog' See.

Dor steiht 'n grot Swell, 'ne mächtig Jüch.

Hüt krüft he, he smitt ut, he brecht ut, he spucht so witt ut, he köppt.

Hüt is he nich schön.

Hüt spält Rasmus got up. Smit Rasmus man 'n ollen Schoh (ne ol Büg) aewer Burd, denn ward he woll tofräden sin. (Rasmus is de grimmig See, Neplun hett dat mit de still to dohn, seggens up Wustrow).

De See ward wäuhlen.

Dor kümmt aewern Zalan an.

Dor kümmt een antowöltern, antobüllgen.

Uns' Keppen winkt dunn jo ümmer mit de Hand af, wenn 'ne grote See ankem. Weck maken ok'n Krüz mit de Hand.

De drürr See is de Hauptsee.

He stukt dat Boot in, he drückt em de Näs' weg.

Hüt jumpf he, hüt bauht he.

Dor kem 'n Bräker aewer.

Wi kregen 'ne schön Jülp (Söp) rin.

Hüt hett he aewerlickt.

Hüt stülpt, jülp, külp he uns de Jöll noch vull.

Hüt hett he uns schön weck inswengt, insmökt, raewerbballert, raewerdampt.

Rasmus hett mi schön bigawt in de Vog.

Hüt hett he uns got insept, de Ogen god utwascht.

Hüt spucht he uns weck in de Jack.

Dat girft un gert all. Is all ein Gifz un Ger, ein Rok un Damp.

Dor steiht so väl Brenning up 'e Reff.

Wenn de See sick so upstapelt, seggen wi: Is Korthackensee, hackig See.

De See kawwelt so dull, kawwelt een gegen 'n anner: so seggen wi, wenn de See gegen 'n Wind anlöppt.

De ward ok nich mit 'n Schusstaken herhaben, dor sitt Wind achter: so seggen wi, wenn bi stilln Wind Seegang upkümmt.

Wenn se so utlöppt un bi slack Grund mit 'n mal dal föllt, denn seggen wi: is hüt son Külpsee, Bräksee; hüt stülpt he, he kempt üm, he koppelt aewer.

Wenn de Wind sick leggt helt un de See noch ümmer hoch geiht, dat näumen wi Dünning, Dünung; dat sind de doren Wellen, de keenen Kopp nich hewwen. In de Atlantik is jo ümmer Dünung, wenn de Wind ok ganz still is; ahndum geiht 't nich af.

Min Leiwst.

Min Leiwst, dat is 'n Fohrensmann —

Ho-ih, ho-oh!

Kiht of un tau blot bi mi an —

Ho-ih, ho-oh!

Fohrt süß nah Nurd- un Süderkant,
Van ein nah'n annern Blakken Land —

Ho-ih, ho-oh!

Min Leiwst, de is so smuck un stor —

Ho-ih, ho-oh!

Un maikt mi soväl Ungedur —

Ho-ih, ho-oh!

Gust rüm up See di ein-twei-drei.

Un mi . . . mi deiht dat Hart so weih —
Ho-ih, ho-oh!

Min Leiwst, kümmst du nu trügg nah mi —
Ho-ih, ho-oh!

Denn segg ick: Hein, ich bliw bi di —
Ho-ih, ho-oh!

Bliw nich to Hus, för gorkein Geld!

Fohr mit di üm de ganze Welt —
Ho-ih, ho-oh!

Die Quellenangabe.

Das „Mecklenburgische Strandbuch“ ist in der vorliegenden Gestalt durchweg geistiges Eigentum des Herausgebers. Nur wenige Beiträge entstammen anderen Verfassern. Dahin zählen:

„Brunshaupten-Arendsee in aller Zeit“, geschrieben von Pastor Schreiber-Brunshaupten. „Im goldenen Silberdorn“, verfaßt von Hermann Lüns, „Vom Angeln“ von Adolf Ahrens, „Von still See un swor Bräkers“ von R. Wossidlo, „De Schipper un de Düwel“ (in etwas geänderter Fassung aus „Dünning“ vom Verlage Hinstorff-Wismar) von W. Schmidt, „Vom Wirtshaus zur Stranddistel“ von J. Trojan, „An der Warnow“ von A. Wilbrandt, „Bün'n Rostocker Jung“ von M. Dreyer (Aus „Nah Huus“ Verlag Staaclmann-Leipzig), „Das sage ich“ von K. Krickeberg, „Volksleid“ von H. Schröder (Aus „Ut minen lütten Goren“, erschienen im Selbstverlage des 1909 in Ribnitz verstorbenen Dichters).

Für die eigenen geschichtlichen Beiträge hat der Verfasser — der früher als Schriftleiter in Rostock-Warnemünde wirkte, vielfach eigene Studien u. a. zu seiner „Kronika van Rostock“ (erschienen im Verlage O. Lenz-Leipzig) benutzt. Ferner sind herangezogen u. a. das Heimatbuch „Mecklenburg“ von O. Schmidt (Verlag Hinstorff-Wismar), die „Mecklenburgischen Monatshefte“ (Verlag C. Hinstorff-Rostock), die Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg, „Geschichte des Hafenortes Warnemünde“ von Dr. Barnewitz (Verlag Leopold'sche Universitäts-Buchhandlung, Rostock), „Das Land Swante-Wustrow“ von Peters, neu herausgegeben von H. Lange (Verlag von G. Haack, Ribnitz) und anderes mehr.

Die Zeichnungen zu der Skizze „Vom Angeln“ sind freundlichst überlassen worden durch den Verfasser der Arbeit, Rektor Ad. Ahrens-Warnemünde, dem auch sonst für mannigfache Unterstützung zu danken ist.

Berichtigungen und Zusätze.

Bei dem Druck des Medienburgischen Strandbuchs hat leider auch der Druckfehlerteufel in bei ihm ja freilich gewohnter Liebenswürdigkeit mitgewirkt. Wir geben daraufhin einige Berichtigungen und Zusätze. Es muß heißen:

Seite	7	Zeile	7	von unten	„Kjökkemöddinger,,
"	11	"	5	" unten	Wendenland Deutschlands
"	13	"	6	" oben	Waldemar Alterdag
"	20	"	3	" oben	Wiggers-Großtanle
"	40	"	5	" oben	für die Fährzwecke
"	45	"	5	" oben	So laten sei't
"	50	"	1	" oben	Im goldenen Silberdorn
"	62	"	7	" oben	ist am östlichen Meeresufer
"	68	"	3	" unten	von der hohen Snut
"	69	,	7	" oben	allem sonst (Zeile 10 bzw. 11: dem Jammer bzw. dem Jubel)
"	89	"	16	" oben	Kunde geben durch das Wispern, das Brausen
"	75	"	5	" unten	an einer Stelle
"	88	"	4	" oben	chronologisch-baugeschichtlicher
"	88	"	8	" oben	hat Severin von etwa 1801 ab
"	102	"	9	" unten	oder Leutizen
"	110	"	14	" oben	tung der Straßen
"	112	"	5	" unten	Stek in, wat 's god
"	112	"	2	" oben	Im Timpen wie ein Keil
"	114	"	16	" oben	Sie . . . sind das Antlitz dieser norddeutschen Landschaft als stil- bildender und stilgebender Fak- tor. Daß die Muttererde dieser weiten unendlichen Landschaft usw.

- " 121 " 8 " unten der Holsteiner Fritz Höger
" 126 " 2 " unten werden das allen Rittidingen
" 129 v 1 " unten gegenüber den Grafen von
Bothmer
" 134 " 16 " oben Marienkirche, Heiligegeist-Ho-
spital, Schifferhaus . . . (Zeile
18 dort diese Worte weg!)
" 138 " 10 " oben As gröttsten Dikbambusen
" 144 " 3 " oben Dat is bomstill
-

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Borvort	3
Aus der Vorgeschichte der Ostsee	7
Von den Hansen	10
Vom alten Warnemünde	14
Schier dreißig Jahre bist du alt	23
Vom Warnemünder Kurhaus	29
Von der Schiffahrt und vom Fährverkehr	33
Von Fischers, Schippers un noch wat anners	43
De Warnminners	45
De Schippsjung singt	45
Hal mi den Salhund	45
Vom Angeln	46
Im goldenen Silberdorn	50
De Rostocker Kennewohren	53
Die ferne schwebende Stadt	53
An der Warnow	55
Bün'n Rostocker Jung	56
Das sage ich	56
Von der Rostocker Heide	57
Mit Heinrich Seidel in die Rostocker Heide	61
Die Harfenbäume von der hogen Snut	68
Graal und Müriß	70
Vom Urfischland und seinen Bewohnern	73
Van dei Fischlanners wat	76
Im Häger-Ur't	80
Althof-Doberan-Heiligendamm	83
Im Dom zu Doberan und daneben	91

Vom Alt-Doberaner Baumeister	95
Vom Doberaner Rennen	100a
Auf der Wittenbecker Höhe	100b
Brunshaupten und Arendsee in alter Zeit	101
Wie Brunshaupten und Arendsee Badeorte wurden	107
Am Riedensee zur Wanderzeit	111
God Rat	112
Im Zeichen der Kirche von Alt-Gaarz	113
Vor Wismar in See	116
Baltische Gotik	118
Die Schwalbeninsel	123
Von der Möweninsel Langenwerder	127
Im Klüzer Winkel	129
Bi dei Winkelburen	131
Beim Nachbar nebenan	134
Von der Insel da vorn	136
Klas Störtebäker	138
De Schipper un de Düwel	139
Von der Seemannssprache	141
Van still See hät to swor Bräkers	144
Min Leiwst	146
Die Quellenangabe	147
Berichtigungen, Zusätze und Nachträge	148
Bilderanhang.	

die gebauten getretenen Feldstein-, Granit-Baukunst so dieser stillen Landschaft die Stimme, die hier soviel zu hören gehörte, wie nichts sonst zu ihr gehören könnte.

Heimsteinkirche Bedingstedt (1223) (Serial No. 306) seinem Buche über norddeutsche Feldsteinkirchen und Hamburg 1926 bei Westermann) der hier also mit grundlegenden Baukunst recht eindrucksvoll wie folgt zusammengestellt:

„Lebendig aus dem Feldsteins ausgeschaffen und in Gedanken hinter sich auch die norddeutsch-schöpferischer Fakten ganz mit der Land und Dörfern, die sich in diesen weitenden, unendlichen Längen dieses Bauernvolkes baukünstlerischen Ausdrucks erschaffen können, das Schluß der Kolonisatoren zu begründen. Aus der Volkstums ist ein neues eine Kunst, in der die schöpferische Leistung vollbracht hat, des volkstümlichen Elements Teil der deutschen Kunst ausma-

die Baukunst des Granits und Märschläschten und einfachen Wesen geprägt. Der starken und ursprünglichen Erkennen dabei nicht, wie sehr erft als stilbildender und stilprägender Faktor hat. Die Kirchen der Ebene und die Städte hatten lagern, sind das Antlitz als stilbildender und stilprägender Faktor der Menschen und überzeugenden Gegenwart so kurzer Zeit haben willensstarken Entschluß und Volkstum gebrauchten deutschen Landen und mit ihm deutschen Volkes, doch eine einzige Seiten Grundlage das geringste

Und an anderem Orte im selben

„Der Gesamteindruck ist von der Massenwirkung der Gesteine Schönheit. Zugleich ist diese Massen den Stilcharakter der Bauten, die romanisch angesprochen werden müssen. Bauten tragen den Charakter der ländlichen zum gotischen Stil. Wie aber soll hat das schwere, man möchte sagen bunte Material eine eigene Stilform geschaffen,

